



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



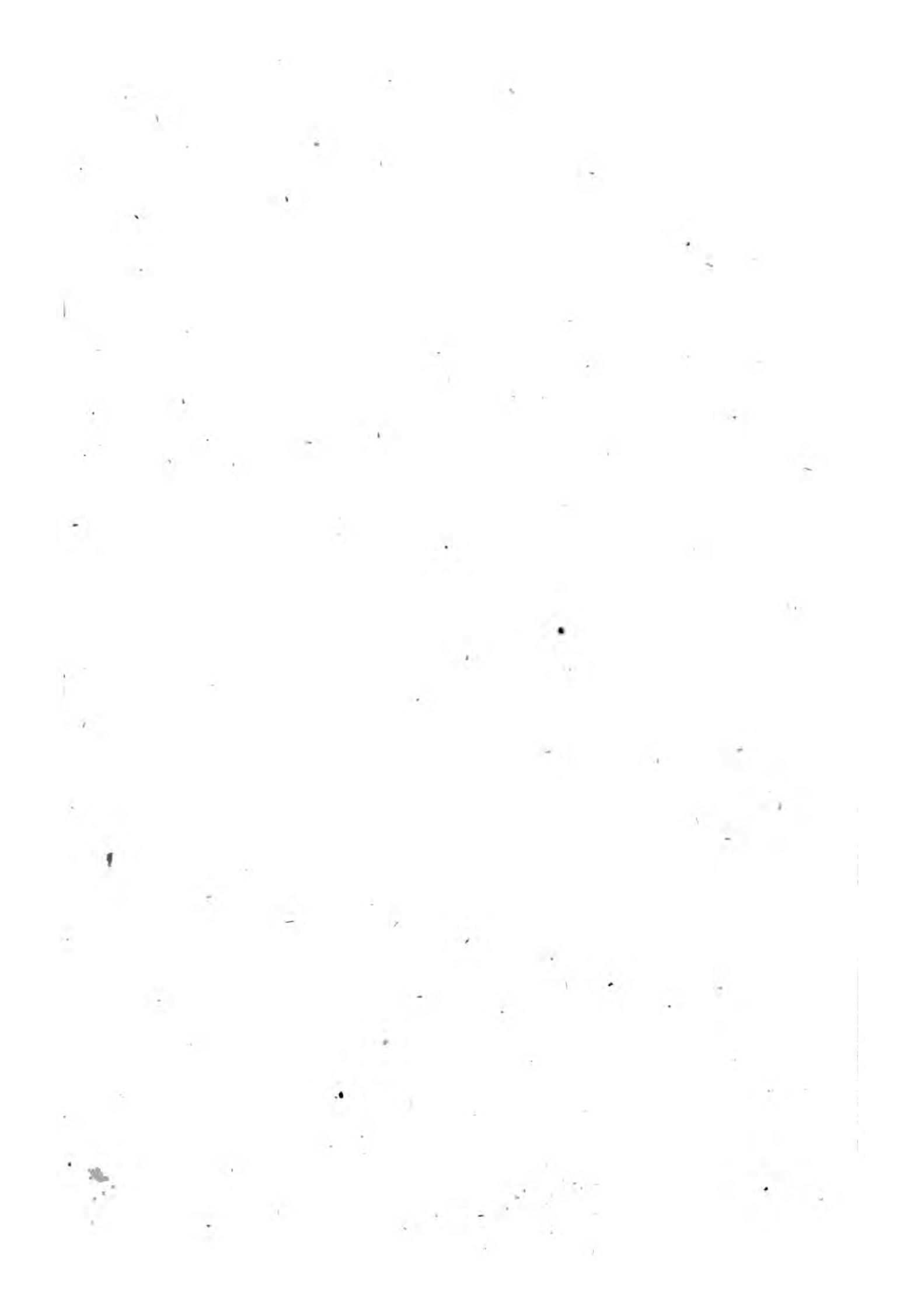
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Lese-Verein.

A. no. 10.

Vet. Ger. III A. 3





C. 102.

Reliquien

von

Justus Möser

und in Bezug auf ihn,

herausgegeben

von

B. N. A b e f e n.

Nebst

einer Abbildung von Möser's Denkmal und einem
Facsimile seiner Handschrift.

Berlin,

in der Nicolai'schen Buchhandlung.

1837.



Möser's Name ist seit der Zeit, da dem Deutschen durch ein Nachbarvolf seine Unabhängigkeit geraubt, darauf durch glorreiche Anstrengung und That dieselbe wiedergewonnen wurde, in Deutschland häufiger genannt worden; seine Vaterstadt hat die Stimme der Nation nicht überhört, und ihm zu rechter Zeit ein Denkmal gesetzt, seines Namens würdig; auch dies ward Anlaß, daß man denselben häufiger aussprach. Es ist dem großen Manne gegangen wie so vielen seines gleichen: die wahre Größe, wenn sie Denkmäler ihres Geistes und Wirkens hinterlassen hat, wird im Andenken der Welt nie erlöschen; aber es giebt Zeiten, in denen ihrer weniger gedacht wird, theils weil die Interessen der verschiedenen Zeiten verschieden sind, theils weil es mit großen Männern wie mit den Gestirnen ist; nicht alle können zugleich culminiren, und die eben culminirenden ziehen vor den übrigen die Augen der Menschen auf sich. Dann kommen Zeiten und Anlässe, die jene wiederum in hellerem Lichte leuchten lassen. Die so erzeugte Stimmung sollte man

nutzen, um den jetzt empfänglichen Gemüthern der Menschen das jedesmal auftauchende Große faßlicher, lebendiger, eindringlicher zu machen. Auch das minder Bedeutende wirkt in einer solchen Zeit; wie man den Reliquien der Heiligen an den Festen derer, denen sie angehören, eine besondere Kraft zutraut.

Betrachtungen dieser Art bewogen den Herausgeber, dem Publikum Reliquien von Justus Möser mitzutheilen, die günstige Umstände in seine Hände brachten. Sie sind sehr verschiedener Art; doch werden sie alle, wie an sich, so in dem oben erwähnten Sinne, willkommen seyn; und sollte einst sich ein Mann finden, der, nach der verdienstvollen Vorarbeit Nicolai's, eine ausführliche Biographie Möser's zu schreiben unternähme, dann dürfte manche von den Reliquien diesem von großem Werthe seyn.

Das Publikum erhält also zuvörderst:

Einen Brief Möser's an seinen jüngern Bruder, Johann Zacharias, geboren im Jahre 1726, gestorben als Criminal-Actuar zu Osnabrück 1767. Dieser talentvolle aber seltsame Mann, der, bei einem regen Geiste, sich nicht in die Schranken des gewöhnlichen Lebens zu finden wußte und nicht die sittliche Größe besaß, die den Bruder auch in anfänglich gering scheinenden Verhältnissen Großes zu schaffen trieb, hatte in Jena die Rechte studirt. Er

mag dort nicht eben gut gewirthschaftet haben; denn der Vater klagt in einem aufbehaltenen Briefe über Schulden, die jener in Jena gemacht und die nun von ihm bezahlt werden müssen. Mancherlei Projecte füllten den unruhigen, keiner Ausdauer fähigen Kopf. Er ging (i. J. 1751) nach Tripolis, um dort sein Heil zu versuchen; auch gelang es ihm, bei dem holländischen Consul daselbst, Klippel, die Stelle eines Secretairs zu erhalten. Er legte sich ferner, und vielleicht schon eher als er nach Tripolis kam, auf die Alchymie und suchte sich durch sie den Stein der Weisen, Reichthum zu erwerben. Dann that er dem Vater Vorschläge, ihm ein Capital vorzuschicken, um als Handelsmann speculiren zu können, wozu die mit geraubtem Gute nach Tripolis zurückkehrenden Corsaren die beste Gelegenheit böten; auch sich der Arzneikunde zu widmen fiel ihm ein. Für das Alles hatte der Vater kein Ohr; er brachte es endlich dahin, daß sich der Sohn zur Rückkehr in das Vaterland entschloß; wo er i. J. 1753, nach einer stürmischen Seefahrt, ankam. Die Documente zu allem diesem bestehen in einigen wenigen Briefen, die für die Familie Möser sehr characteristisch sind. Der verirrte, um nicht zu sagen verlorne, Sohn schreibt dem Bruder italiänisch*),

*) Ein späterer Brief von diesem aus Dänabr. an jenen Klippel ist in holländischer Sprache geschrieben.

gewandt, kühn; besonders ist ein Brief aus Livorno (30. Januar 1753), der die stürmische Fahrt schildert, interessant; der Vater schreibt deutsch, wohlmeinend, practisch=tüchtig, den Sohn tadelnd und zurechtweisend, ohne ihn sinken zu lassen, während die Mutter, als Postscript, wenige fromme und herzliche Worte in colossalen Lettern zufügt, um die Seele des Sohns bekümmert, wie um die Wäsche desselben. Justus Möser's Brief — es ist nur ein einziger vorhanden — ist französisch geschrieben. Wir theilen ihn hier mit, weil er in Bezug auf den Schreiber bedeutend und characteristisch, und weil er Nicolai'n berichtet, der in seiner Biographie (S. 104) sagt, „dieser habe an den kostbaren Versuchen seines Bruders, den Stein der Weisen zu finden, Theil genommen.“ Wie interessant auch, nach dem wenigen eben Gesagten und dem mitzutheilenden Briefe, dieses Brüderpaar zu betrachten! beide begabt, geistvoll, Ungemeinem gewachsen; der eine aber in seiner Genialität auf Irrwegen sich umhertreibend, während der andre die angeborne und gepflegte sittliche Haltung und Würde und den „tüchtigen Menschenverstand,“ durch die er als wirkend im Staate, als Schriftsteller, als Mensch überhaupt sich so sehr auszeichnete, zu erkennen giebt.

Es folgen fünf Briefe von Göthe, zwar nicht geradezu an Möser, sondern an dessen Tochter,

Jenny von Voigts, die Herausgeberin der Patriotischen Phantasteen, gerichtet, nebst einem von dieser an jenen. Die Veranlassung zu dem ersten in der Reihe berichtet Goethe selbst in seiner Biographie (Taschen-Ausg. Th. 26, S. 239 f.), und in einer Weise, die ihn selbst ehrt, wie den Geist, dem er seine Huldigung bringt. „Mißfiel es, heißt es dort, dem jungen Autor (des Werther) keineswegs als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staatsbürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Möser's Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz

unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.“

Dieser Brief, in dem Jahre geschrieben, wo die Leiden des jungen Werther erschienen, ist besonders interessant, weil er mit einem Ereigniß zusammenhängt, welches von der größten Bedeutung für Goethe's Leben war. Wem ist nicht aus des Dichters Biographie bekannt, daß es vorzüglich ein Gespräch über die Patriotischen Phantasieen war, was den jungen Herzog von Weimar und dessen Begleiter auf Goethe aufmerksam machte und ein Verhältniß gründete, das in seinen Folgen so sehr bedeutend werden sollte! Dann gehört dieser Brief zu den wenigen, die aus des Dichters frühester Periode übrig sind; und gehören wir auch keinesweges zu denjenigen, die die späteren Briefe desselben nicht gelten lassen wollen, die sich nicht darein finden können, daß auch der große Dichter alt wird und, nachdem er ein langes Leben hindurch des Geistigen volle Genüge gehabt hat, sich einer kräftigen, derben, treuen Natur erfreut und mit Treue ihr anhängt *): so erkennen wir doch auch den

*) Hiemit wollen wir nicht sagen, es habe Zelttern an Geist gefehlt. Wie wäre es nur denkbar, daß Goethe sich mit einem an Geist armen Menschen so innig hätte verbinden können? — Ihm stand der Musiker, der geistreiche Componist seiner Lieder, und mit Recht, sehr hoch; er bedurfte

besondern Reiz der früheren Briefe an, in denen sich Goethe's jugendliche Frische, seine Kraft und sein Streben ausspricht; und dieser Reiz wird erhöht, wenn zu der jugendlichen sich selbst bewußten Kraft Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen sich gesellt und liebevolle Anerkennung eines Verdienstes, das man sich selbst gern aneignen möchte. Nichts ist ferner erfreulicher als die Wahrnehmung eines Menschen, der durch ein langes, reiches und bewegtes Leben hindurch sich selbst, d. h. dem Bessern in ihm, treu bleibt. Haben wir in diesem Briefe des fünfundzwanzigjährigen Goethe nicht schon den, der als Greis noch die Ueberlieferung so hoch achtete, und, wenn irgend, da vor allem zürnte, als ein übermüthiges junges Geschlecht sich mit Originalität brüstete?

Der bedeutendste unter den fünf Briefen ist aber ohne Zweifel der zweite; und vielleicht ist aus dieser Periode von Göthe's Leben kein bedeutenderes briefli-

seiner bei seinen die Musik betreffenden Studien. Aber die derbe Natürlichkeit Zelter's, die Schicksale, durch die sich dieser so kräftig durchschlug, hatten gewiß ein großes Gewicht bei Goethe, und gaben vorzüglich Anlaß zu der innigen Freundschaft, die zwischen beiden Männern statt fand. Wir sollten uns, statt zu kritisiren, und nichts zu achten, was nicht voll des sublimsten Geistes ist, der Gunst des Schicksals freuen, das uns aus den verschiedensten Lebens-Epochen des großen Dichters, Briefe an Lavater und Möser, an Schiller, an Zelter, erhalten und gegönnt hat.

ches Document vorhanden. Man sieht es dem Briefe an, daß er überdacht ist, daß Goethe fühlte, welche Aufrichtigkeit und Offenheit er dem Character des Mannes schuldig sey, an den er schrieb; und um so mehr, weil er manchen der im Briefe berührten Ansichten Möser's nicht beistimmte. Nur wenige Briefe unter den vielen, die wir von Goethe haben, können, so scheint uns, diesem an die Seite gestellt werden. Die Veranlassung dazu ist bekannt genug und erhellet hinlänglich aus dem Briefe selbst, wie aus dem ihm vorausgehenden Schreiben der Tochter Möser's und aus des Letztern Schrift über die deutsche Literatur (Möser's vermischte Schriften, Th. 1, S. 184 ff.). Ist der Brief wegen dieser Veranlassung interessant, so ist er es auch aus folgendem Grunde. Die Kritiker, die Goethe gefunden, zerfallen in drei Klassen, die man auch Parteien nennen kann: entweder sind sie unbedingte Verehrer, oder sie verwerfen unbedingt, oder sie unterscheiden den frühern Goethe von dem spätern, und namentlich erheben sie den deutschen Goethe über den, der aus Italien zurückkehrte. Die aufrichtigen und verständigen Verehrer des Dichters führen wir hier nicht auf; sie bilden keine Partei. Diejenigen aber, die der Meinung sind, Italien habe den deutschen Dichter verdorben, werden sich wundern, schon im Jahre 1781 Goethe'n seinen Gög „die

Production eines ungezogenen Knaben“ nennen zu hören. Denn schon damals, eine geraume Zeit vor seiner Reise nach Italien, mochte der große Gedanke in ihm keimen, den er später in solcher Gediegenheit aussprach: „Jeder sey in seiner Art ein Grieche; aber er sey es!“ und gewiß hatte er in jener Zeit schon, innig verbunden mit einem Fürsten, der dies zu seyn verdiente, sich über Begriffe und Vorstellungen erhoben, durch die Andere, minder Begabte ihr Leben lang die höhern und heitern Regionen der Kunst zu erreichen, oder nur zu erkennen gehindert wurden. Wie gebildet und groß erscheint Goethe's Verstand in diesem Briefe! die Weise, in der er das Verhältniß der Großen zur Kunst betrachtet und erkennt! Und wer fände den erhabenen Geist, wie er im Verlauf einer langen Zeit sich uns offenbart hat, nicht in den wenigen Worten: „Lassen Sie uns darüber (über die einseitige Mißbilligung des Göz von Seiten des Königs) ruhig seyn, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.“ Wir gedachten oben des erhebenden Gefühls, das ein Mann erweckt, der einem großen Grundsatz ein langes Leben hindurch treu bleibt. Ist es nicht als ob wir Goethe in seinen späteren Lebensperioden sprechen hören, wenn wir aus der Seele des jungen, in der Frische

und Fülle seiner Kraft stehenden Mannes die Worte vernehmen: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.“

Noch in einer andern Hinsicht ist uns dieser Brief merkwürdig. Mochte auch etwas von jenem gegen die Regierenden gerichteten Oppositionsgeiste sich in dem jugendlichen Goethe regen; was ihn trieb den Gög, dies vortreffliche Werk, in welchem sich schon die volle Kraft des großen Dichters kund giebt, zu dichten und ihm diese Gestalt zu geben, war vor Allem das Gefühl „der Nothwendigkeit einer freieren Form“ *); dann der Gedanke, ein vaterländisches Gedicht zu schaffen und, nach Abstreifung der Fesseln einer fremdartigen Form, auf heimischem Boden sich frei zu bewegen; Gedanken also, wie die, die in Möser's Schrift entwickelt sind. Wir schreiben nicht über Goethe, sondern über Möser; sonst würden hier die Fragen

*) S. Goethe's Werke, Th. 31, S. 4.

gründlicher zu beantworten seyn: Ob Goethe schon im Jahre 1781 sich auf dem Wege befunden, den zu tadeln und zu schelten seine Gegner nicht ermüden? ob er in seiner Ansicht von der Dichtkunst dem verehrten Veteranen, wie er Möser nennt, vorausgeeilt sey? ob er in der Iphigenia, dem Wilhelm Meister angehört habe der vaterländische Dichter zu seyn? oder ob er sich ein höheres Vaterland gefunden, in welchem der Deutsche keinesweges unterging, vielmehr gereinigt und verklärt ward?

Wir bemerken noch, daß das dem zweiten Briefe von Goethe vorangehende Schreiben der Frau von Voigts in einer Handschrift von Möser vorliegt. Ohne Zweifel ist er auch der Verfasser. Nur die Nachschrift ist von der Hand der Tochter.

Die drei folgenden Briefe sind weniger bedeutend; doch auch nicht unwichtig, weil sie zu Bestimmung einiger Einzelheiten in des Dichters literarischer Thätigkeit dienen, zugleich einen Beweis von der Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit enthalten, womit er sich selbst betrachtete. Das poetische Product, von dem im fünften die Rede, ist wahrscheinlich der Egmont, die Fürstin, deren im vorhergehenden gedacht wird, vermuthlich die Fürstin Gallizin.

In Bezug auf die fünf mitgetheilten Briefe von Goethe stehe hier noch ein Wort desselben aus einem

Aufsätze, Justus Möser überschrieben (Kunst und Alterth. 4, 2, S. 129): „Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich nie persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnung des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat.“ Jene fünf Briefe sind wahrscheinlich alles, was Goethe an Möser's Tochter richtete.

Das hiernächst Mitgetheilte ist das Concept eines Briefes an den Geh. Kriegsrath Ursinus in Berlin, den Herausgeber der Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, vom 24. December 1776. Der Brief ist schon in Möser's vermischten Schriften abgedruckt (Th. 2, S. 230 f.); da aber das Concept viel mehr enthält als der wirkliche Brief, und zwar nicht Uninteressantes, so trug der Herausgeber kein Bedenken, dasselbe mitzutheilen; wobei er nur bemerkt, daß die mit [] bemerkte Stelle im Original durchgestrichen ist. Leider fehlt von diesem der Schluß.

Mit gleichem Interesse wird man den auch nicht ganz vorhandenen Brief Möser's an J. B. Michaelis in Halberstadt *) lesen, dem das Schrei-

*) Johann Benjamin Michaelis, geb. zu Zittau in der

ben des Letztern, welches jenen beantwortet, zugegeben ist. Er ist, neben so vielem Andern, ein Beweis, mit welchem Verstande, welcher feinen Beobachtungsgabe Möser die deutsche Sprache und Dichtkunst behandelte und beurtheilte. Wo ist, um nur Eins anzuführen, etwas Gescheidteres und Gründlicheres über die stehenden Epitheta, die Homer seinen Helden giebt, gesagt worden?

Nicht unwillkommen als Zugabe werden die Briefe von Hegewisch und Zimmermann und der von Thomas Abbt an Möser's Gattin seyn. Zimmermann's Brief bedarf einer Anmerkung. Es ist oft bemerkt worden, daß ausgezeichnete Männer durch irgend eine Schwäche mit den Geschöpfen des Tages zusammenhängen, oder in ihr dem allgemeinen Menschenloose ihren Tribut bezahlen. So ist es wohl auffallend, aber nicht wunderbar, daß Möser, „der tüchtige Menschen-Verstand selbst,“ wie ihn Goethe nennt, ein Gewicht auf eine Schrift legen konnte, die dem erfahrenen Zimmermann, als er sie las, vor Staunen aus der Hand fiel. Was die Attitüde betrifft, die Möser so bewährt fand, so giebt vielleicht Folgendes

Ober-Lausitz, gestorben zu Halberstadt, als Schützling Gleim's, im Herbst desselben Jahres, worin er den Brief an Möser schrieb. Ueber ihn s. Förden's Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Th. 3, S. 557 ff.

darüber Aufklärung. Möser, so erzählt man in seiner Vaterstadt, streckte sich, wenn er sich unwohl befand, in ganz horizontaler Lage auf sein Bett hin, in dem Gedanken, das im Körper wohnende Uebel werde sich so durch denselben hinziehen, bis es an der Nasenspitze einen Ausweg finde und auf diese Weise den Patienten befreie. Daß er seinen Körper scharf beobachtete, daß er sich mit Hypothesen über ihn gern beschäftigte, geht aus den Briefen an Nicolai (Nr. 36 und 38) und aus einem hier mitzutheilenden Fragmente: Möser, über das Spiel seiner Nerven hervor. Man vergleiche auch Nicolai, in der schon erwähnten Biographie, S. 106 f.

Noch manche Briefe an Möser sind im Besitze des Herausgebers, von Schlözer, Gatterer, Würdtwein, Höpfner, Büsching, Salzmann aus Straßburg, vom Abt Jerusalem, einem Verwandten Möser's, von Sprickmann, Göckingk, Büsch, Boje, Biester, Heilmann in Göttingen u. A. Sie zeugen alle, wie der Brief von Hegewisch, den wir als ein Beispiel von dem Ton und Sinn, in dem man an Möser schrieb, mitgetheilt haben, von großer Ehrfurcht vor dem Mann, an den sie gerichtet sind, und von dem Gewicht, das sie auf dessen Urtheil legten, aber sie haben zu wenig allgemeines Interesse, und eignen sich überhaupt nicht zu einer Mittheilung in der vorliegenden Schrift.

Die Fragmente aus Möser's literarischem Nachlaß waren größtentheils schon früher in den Brockhaus'schen Blättern für literarische Unterhaltung abgedruckt (i. J. 1825); man wird sie aber auch hier unter den auf den großen Mann bezüglichen Reliquien gern wieder aufgenommen sehn, und sich an Goethe's Wort erinnern: „Wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines Geistes und Characters wie Möser, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst.“ So äußerte sich Goethe in dem oben erwähnten Aufsätze, im Jahre 1823, als der Herausgeber ihm diese Fragmente zugesandt hatte.

Das osnabrückische Raths-Gymnasium bewahrt, als ein theures Geschenk der Erben Möser's, besonders des zu früh verstorbenen Amts-Assessors und Regierungs-Secretairs Friderici, des großen Mannes ansehnliche, besonders im Fach der Geschichte sehr reiche Bibliothek. Mit dieser kamen auch handschriftliche Sammlungen von Möser in ihren Besitz, und so auch mannigfaltige Fragmente, Anfänge, hingeworfene Gedanken, deren Ausführung die Zahl der Aufsätze in den Patriotischen Phantasien gemehrt haben würde. Dies alles ist so fragmentarisch, daß der Herausgeber nur das Wenige, was er hier mittheilt, für die

Veröffentlichung ausheben konnte. Auch aus einem andern Grunde mußte er bei dieser Mittheilung mit Bedacht zu Werke gehn. Viele von jenen Fragmenten beziehen sich auf Geschichte, Verfassung, Gesetze, Gegenstände, die Möser in seinen Werken so reichhaltig und ausführlich behandelt hat. Manches in den Blättern, aus denen hier Auszüge mitgetheilt werden, ward wohl nur vorläufig hingeworfen, später modificirt oder ganz verworfen. Durch Mittheilung desselben würde man unrecht handeln gegen den großen Mann. Merkwürdig war es dem Herausgeber, daß zu manchem in den Patriotischen Phantasien erschienenen Aufsätze sich drei bis vier, ja mehr verschiedene Anfänge vorfanden; ein Beweis, daß Möser diese Aufsätze nicht so leicht, wie es scheinen möchte, auf das Papier hinwarf, daß er vielmehr seine Gedanken lange mit sich herum trug, daß er lange probirte, bis er endlich die passende Form fand. Dem Forschenden begegnen in diesen Papieren manchmal Gedanken, Reflexionen, nackt und in der einfachsten Weise hingestellt, die später in den Phantasien in einer Form ausgesprochen und verarbeitet erschienen, die außer Möser nicht leicht jemand gefunden haben würde.

In dem ersten der mitgetheilten Fragmente finden wir Möser vertraulich sich mittheilend, Mensch zu Menschen über sein Leben sprechend. In welcher

Zeit diese Blätter geschrieben worden, ist ungewiß; sie zeigen aber durchaus den reifen, über sich selbst und die Welt klaren Mann. Denn dieser Humor, diese feine Ironie, womit er sein eignes Selbst behandelt, gehen einzig aus großer, zum Eigenthum gewordener Klarheit hervor, die nur das reifere Alter zu geben vermag; sie sind es vor Allem, die Mösers zu dem großen Schriftsteller machten, auf den das Vaterland stolz ist. Wie traurig, daß es bei den wenigen Blättern blieb! — Und doch sind sie ein unschätzbares Document für die große Wahrheitsliebe, die hohe Rechtlichkeit des Mannes, wie sie darthun, daß seine Jugend schon den ausgezeichneten, auf das Ungewöhnliche und Große gerichteten Geist abhuden ließ. Man vergleiche übrigens mit diesem Fragmente ein ähnliches, welches Nicolai in seine Biographie Mösers aufgenommen hat; es findet sich dort S. 9—12. Wir fügen demselben die oben erwähnten Betrachtungen Mösers über die Spiele seiner Nerven zu.

Seine Gedanken über Religion, und namentlich über die christliche, hat Moser in verschiedenen Schriften wiederholt ausgesprochen; man wird aber auch die wenigen Fragmente, die wir hier mittheilen, die in größter Einfachheit einige Hauptpunkte seiner Ansicht enthalten, immer noch gern lesen. Seine Religion und seine Ansicht derselben war durchaus prac-

tisch, und Viele unsrer Zeit werden mit ihr nicht zufrieden seyn. Doch wird Keiner das Wort Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ getroster lesen können als er es konnte; und in der Antwort, die er dem Vicar in Savoyen auf die Frage: „So ist also die Religion Politik?“ ertheilt: „Ja, die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen“ — diese Antwort möchte wohl Tieferes enthalten, als manche neuere Schule, die die Tiefen der Gottheit zu erforschen sich bemüht, eingestehen mag.

Wir lassen hierauf einige Fragmente über Erziehung und Volksbildung folgen; wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es einmal einem erfahrenen, religiös und philosophisch gebildeten Pädagogen gefallen möge, Möser's Gedanken über Volkserziehung und Unterricht aus seinen Schriften auszulesen und im Zusammenhange darzustellen. Viele würden nicht mehr für unsre Zeit passen; aber der Geist, der sich in Möser's Ansichten kund giebt, gilt für alle Zeiten. Auch versteht es sich wohl von selbst, daß manche von den abgerissenen Gedanken, die wir mittheilen, cum grano salis zu verstehen sind; und man wird wohl thun, in Möser's Osnabrückischer Geschichte nachzusehen, was der Verfasser mit dem gesunden Menschenverstande wolle. Was heut-

zutage oftmals unter diesem Titel angepriesen wird, hat er sicher nicht gemeint.

Bei dem Briefe an einen jungen Staatsmann wird Mancher ausrufen: „Ist es nicht, als ob Möser diesen Brief in unsern Tagen geschrieben hätte!“ und gewiß könnte er ihn in dieser Zeit geschrieben haben; gewiß hätte er zu manchen politischen Ideen und Verfassungs-Vorschlägen, die seit einigen Jahrzehenden wie Pilze hervorschießen, den Kopf geschüttelt und über sie in dem ruhigen, verständigen Tone, in dem wir ihn hier reden hören, mit seiner gutmüthigen Ironie sich vernehmen lassen. Wir werden durch das mitgetheilte kleine Fragment auf eine mächtige Opposition geführt. Was wir aber in Möser's Schriften oft zu bemerken Gelegenheit haben, möchte auch hier statt finden. Wir würden, wäre der Brief vollendet worden, auch hier den Denker gefunden haben, der, über Parteiung erhaben, die Wahrheit jenseits der Streitenden erkennt. Denen, die, unbekümmert um Geschichte und Erfahrung, und ohne Achtung vor dem Alten und Bewährten, nur das Neue, der Leidenschaft und den Lieblings-Ideen des Tages Zusagende wollen, kann Möser's Wort als eine gesegnete Mahnung erschallen; aber auch die Gegenpartei wird nicht annehmen dürfen, sein Wort, das Wort eines solchen Mannes, sey ganz zu ihren Gunsten gesprochen. Des

wahrhaften, nach festen Grundsätzen handelnden Mannes Leben und Wirken ist der beste Commentar zu seinen Worten. Man erforsche Mösers's Leben und Wirken, und schließe dann, was er jenem jungen Staatsmanne wohl weiter mitgetheilt haben würde, wenn der Brief an denselben nicht ein Fragment geblieben wäre.

Der Aufsatz: Aber die Pferde wollen auch leben scheint uns nach dem zuvor mitgetheilten die passendste Stelle zu finden.

Wie Mösers die Natur, den Sinn des Volks kannte, wie er dessen Bedürfnisse fühlte und ehrte, davon ist der Aufsatz: Ueber den Tanz als Volks-Belustigung, neben so vielen andern, ein schöner Beweis; und dieses Fragment, wie klein es auch ist, giebt wiederum einen schönen Beleg zu der dem Verfasser eigenthümlichen Sinnes- und Schreibweise. Er sieht eine Sache nicht obenhin an, sieht nicht auf den äußern Schein, der, wie denn nichts auf der Welt so schön und tief ist, was nicht von den Menschen-Kindern durch Leichtsin, Leerheit, Convenienz oder Frivolität verdreht und entstellt würde, so daß man seine eigentliche Natur kaum durchschimmern sieht, das Wahre bedeckt, oder in einem falschen Lichte erscheinen läßt; er sieht der Sache auf den Grund, erkennt das Menschliche in ihr, sieht die Erscheinungen, in

denen sie sich in der Wirklichkeit kund thut, in ihrem Zusammenhange. Ihm ist der Tanz nicht das, was der Städter in seinen Ball-Sälen erblickt; er geht zu den Wilden, in denen die ächte Natur des Menschen nicht verwischt ist, wo sie sich frei und ohne Con-venienz zeigt, zu dem Landmann, der, weil er in Wahr-heit, dem Worte der Schrift gemäß, im Schweiß sei-nes Angesichts sein Brod ist, auch das unverfälschte Bedürfniß der Freude und Erholung kennt. Hier haben wir schon eine dem Dichter eigenthümliche Ei-genschaft; denn die wahre Poesie durchschaut die Dinge, erkennt ihren Grund und wiederholt, sie zur Erschei-nung bringend, gleichsam die Schöpfung derselben. Aehnlicher noch zeigt sich Möser dem Dichter in der Darstellung. Er konnte das erkannte Wahre logisch entwickeln, konnte folgern und Schlüsse machen; er zieht vor, unmittelbar auf das Anschauungs-Vermö- gen zu wirken. Was er zu sagen hat, bietet uns so- fort ein anmuthiges Bild. Der Fiedler auf der Tonz- ne, die tanzende Jugend, die lobenden und ermun- ternden Alten, die junge Frau, die den Mann heran- zieht, die Kinder draußen unter dem Fenster, die von der allgemeinen Lust fortgerissen werden — dies alles bildet eine eben so naive als passende Darstellung. Man fühlt des Darstellers Verwandtschaft mit dem Dichter, und er führt uns wie von selbst darauf, in-

dem er uns die alten Sänger bewundern läst, die rein und menschlich empfanden wie er. Bilder wie die im homerischen Schilde würden hier nicht am Ort gewesen seyn; er mußte den seinigen ein niederdeutsches Colorit geben. Nun aber geht sein Weg von dem des Dichters ab; dieser will nicht unmittelbar belehren; das war Möser's Absicht. Dabei fühlte er, daß das gewöhnliche moralische Predigen weniger Eingang finde und leicht ermude; er erfand eine Art, einen Ton, bei denen er dieses nicht zu fürchten hatte. So entstand seine vortreffliche Schreibweise; und durch ähnliche Betrachtungen veranlaßt, mag Goethe das Wort gesprochen haben: „daß Möser die mannigfaltigsten Formen erfand, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen.“

Welche schöne, menschliche Gesinnung aus diesem, wie aus vielen ähnlichen Aufsätzen hervorleuchtet, braucht nicht weiter gesagt zu werden; das fühlt sich unmittelbar. Wie glücklich würde jeder Kreis von Menschen unter einem Aufseher und Lenker seyn, der in ihre eigentliche Natur, in die hieraus fließenden Bedürfnisse einzugehn, sie zu vermitteln wute! Die Erkenntniß hatte Möser im reichsten Maße; wer zweifelt, daß die Ausführung erfolgt seyn würde, wenn ihn sein Geschick auf einen Platz gestellt hätte, wo eine Verwirklichung so edler Phantasten möglich war?

Nicht mit derselben Gewißheit wie bei dem übrigen Mitgetheilten können wir von der Aechtheit des nun folgenden Aufsatzes über Winterlustbarkeiten reden. Alles Uebrige ist nach Möser's Handschrift abgedruckt, und diese, wie das ganze Aeußere der Abfassung, ist unverkennbar und ihm eigenthümlich. In Hinsicht auf den genannten Aufsatz kann der Herausg. nur sagen, er sey überzeugt, daß Möser Verfasser desselben. Er fand sich gedruckt unter Möser's Papieren neben einem andern ähnlichen Inhalts. Das Blatt, auf dem er steht, gehört zu den Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen, in welchen bekanntlich die meisten Aufsätze der Patriotischen Phantasten zuerst erschienen; es ist datirt vom 5. Februar 1780. Und was das Wichtigste, die Gedanken, die Fassung sind durchaus Möserisch. Hatte er in dem diesem vorangehenden Aufsatze das Vergnügen am Tanze als aus der reinen Natur des Menschen hervorgehend dargestellt, so hat er es hier mit Vergnügungen zu thun, wie sie Zeit, Umstände, Mode erzeugten. Da verfährt der weise Mann nicht stürmisch; er will nicht das Unmögliche; er will nur das einmal Vorhandene, wenn es auch nicht gerade seinen Beifall hat, möglichst unschädlich machen, Schranke und Maß zu erhalten suchen. Und so kann sein Wort, das an Tacitus schönes: est aliquid in con-

siliis erinnert, auch den heutigen Rigoristen in Moral und Religion eine Mahnung seyn.

Das Fragment: Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren befindet sich weiter ausgeführt und vollendet in den Vermischten Schriften (Theil 1, S. 330 ff.). Eine Vergleichung des Bruchstücks mit der Ausführung kann zeigen, wie ernst und nachdenklich Möser bei der letztern verfuhr. Wir theilen es indeß vorzüglich deßhalb mit, weil wir ihm eine Bemerkung zufügen können, die auf einem einzelnen Blatte dem Manuscript jenes Fragments beigelegt war. Dieses letztere sprach Goethe'n, der sich wohl des Aufsazes in den Vermischten Schriften nicht erinnerte, so an, daß er es in der Zeitschrift Kunst und Alterthum (4, 2, S. 130 f.) abdrucken ließ, eingeleitet durch die Worte: „Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.“

Schon aus den bisher berührten Gegenständen geht hervor, welcher mannigfaltige, reiche Stoff zu Behandlung und Darstellung Möser'n zu Gebote stand; wie er sich nach großen Mustern bildete, um in der Darstellung denselben auf würdige Weise zu bewältigen, das finden wir hie und da in der oben erwähnten Biographie und in den Briefen ausgesprochen*);

*) Z. B. in dem Briefe an Nicolai; Verm. Schr. Th. 2, S. 188.

wie weit er entfernt war, seine Originalität in blindem Erguß walten zu lassen; wie er nachgedacht hatte über Maß und Regel, ohne die alles, was in das Gebiet der Kunst gehört, nichts ist, davon ist das Fragment: Also sind die Regeln nicht zu verachten ein schönes Zeugniß. Schade, daß dieser Aufsatz nicht weiter gedieh! Er läßt vermuthen, wie der Verfasser einen Gegenstand ansah, über den zu seiner Zeit die Kritiker unter sich und mit dem Publicum in ewigem Streite lagen.

Wir übergehen, was er gegen das Ende des Fragments von Werken sagt, für die eine gewöhnliche Erfahrung ausreichen mag. Im Anfang desselben, wo der Adler als Gleichniß dient, ist ohne Zweifel von Werken der Kunst die Rede, gegen deren von den Batteur, Boileau's und Gottsched's aufgestellte Regeln im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine mächtige Opposition in Deutschland sich erhob. Jede Opposition fördert das Wahre; aber selten ist sie es selbst. Einzelne Denker, über leidenschaftliche Parteilung erhaben, erkennen in Zeiten solcher Krisen die Wahrheit, insofern sich diese von sterblichen Augen erkennen läßt, jenseits der Streitenden. Möser, selbst Original, konnte kein Freund der kalten, nur vom Verstande aufgestellten Regeln seyn; aber eben so wenig konnte er sich zu jener Opposition bekennen; er

sah klar, wie sie zu Regellosigkeit und Unförmlichkeit führen müsse, da in seinem Geiste der Gedanke einer höhern Regel, eines vollkommeneren Maßes lebte, welches die Parteien nicht erkannten. Diese Regel, wie er durch das oben erwähnte Gleichniß andeutet, wie er wohl, wäre der Auffsatz zur Vollendung gediehen, weiterhin dargethan haben würde, war nicht die, nach der französische Kritiker hochmüthig über jedes Werk des Geistes absprachen und dasselbe in ihre conventionellen Schranken zwängten, nicht die, der zufolge Gottsched ein kümmerliches Häuschen zimmerte, in dem doch selbst die Riesen-Geister der Alten wohnen sollten, nicht die, der zu Liebe selbst Tasso sein hohes Heldengedicht in späterer Umgestaltung verderbte; sie ging von dem Gedanken aus, daß dem wahren Genie eine schöpferische Kraft inwohne, die ohne Regel und Maß nicht gedacht werden kann, daß in den Werken dieses Genies der Geist ein Abbild derjenigen Harmonie finden müsse, die er in begünstigten Stunden im Universum ahndet. Die weisen Griechen nannten die Welt Kosmos, das ist Ordnung, Maß, Regel; und hätte Möser jenen Auffsatz in späterer Zeit geschrieben (es ist ein schönes Zeugniß für seinen Geist, daß er damals das sagte, was jetzt zu sagen nicht schwer ist), er würde vielleicht das schöne Wort Schiller's angewandt haben:

Wodurch thut sich der Genius kund? — Wodurch sich der
Schöpfer

Kund thut; in der Natur, in dem unendlichen All.

Diesem Genius dient der Adler zum Gleichniß, der nach der Sonne fliegt, eine Bahn, auf der ihm Keiner voranslog, Keiner nachfliegen wird; die Bahn ist seine Regel, die er anderswo her hatte, als aus Lehrbüchern, das Eigentlichste und Tiefste seines Geistes.

Wie tief und ernstlich Möser über Behandlung des reichen, ihm zum Eigenthum gewordenen Stoffes nachgedacht, wie gründlich er der Eigenthümlichkeit und dem Reichthum seiner Muttersprache nachgeforscht, wie sauer er es sich habe werden lassen, um beim Niederschreiben dessen, was seinen Geist und sein Herz erfüllte, den richtigen Ton zu treffen, davon sind die folgenden, leider auch unvollendeten Aufsätze: die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe, über die deutsche Sprache, und Vorrede zur zweiten Auflage des Harlequin, bedeutende Zeugnisse. Der zweite unter diesen kann als eine Ergänzung des unter Nr. 9. mitgetheilten Briefes an Michaelis betrachtet werden. Die Vorrede zum Harlequin mochte Möser schreiben, indem er mit einer neuen vermehrten Ausgabe dieses Meisterwerks umging; eine solche zu liefern hinderte ihn vielleicht der in Bremen im J. 1777 veranstaltete Abdruck, der wahrscheinlich

ohne Möser's Zustimmung erfolgte. Nicht weniger als sechs verschiedene Anfänge dieser Vorrede liegen vor uns, von denen wir den am weitesten gediehenen hier mittheilen. Die übrigen alle gehen nicht über ein paar Perioden hinaus; sichtbar ist es dem Verf. darum zu thun, den rechten Ausdruck, die rechte Wendung für den Humor, der ihn erfüllte, zu finden. Am Ende des Blattes, dessen Inhalt wir mittheilen, stehen Notizen und Namen, über die er wahrscheinlich sich weiter auszulassen im Sinn hatte: „Stehende historische Charactere: Henri IV. u. a. Harlots progress — Tom Jones — Clarissa — Pamela u. a. — Corporal Trim, Yorik u. s. w.“

Das Fragment: Ueber Vereine wird für Den Bedeutung haben, den die Mäßigkeits-Vereine in den nordamerikanischen Freistaaten interessiren, der von ihrer großen Wirksamkeit gehört. Es ist wahrscheinlich, daß die Zeit und die Noth Aehnliches auch bei uns in Anregung bringen werden; und da wird ein Wort von Möser großes Gewicht haben.

Die gelegentlichen, meist historischen, Bemerkungen konnten wir nur so abgerissen, wie die Leser sie hier finden, mittheilen. Zum Theil gehören sie größeren Fragmenten an, die sich aber für die Bekanntmachung nicht eigneten.

Es ist höchst interessant, Möser'n über seine Bil-

dung zum Schriftsteller sprechen zu hören, und in dieser Hinsicht ist der Brief an Nicolai (Berm. Schr. Th. 2, S. 188 f.) sehr wichtig. Man sieht aus ihm, wie er früh sich nach Marivaux und St. Evremont bildete, wie er Voltaire'n in Rücksicht auf Stil und Darstellung studirte, wie ihn zuletzt Rousseau an sich zog. Dabei blieb er an Gehalt, Character, Empfindung der wahre Deutsche! — Das Sendschreiben an Herrn von Voltaire über den Character Dr. Martin Luthers und über seine Reformation erschien, wahrscheinlich im Anfang der sechziger Jahre, französisch; Möser selbst in dem oben erwähnten Briefe an Nicolai, schreibt darüber: „Ich gab in Voltaire's Manier ein Schreiben über den Character M. Luther's und seiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß seine Manier ihm allein wohl stand, und daß man seinen ganzen Geist haben müsse, um sich nach ihm zu bilden.“ Als Nicolai Möser's vermischte Schriften sammelte, um sie herauszugeben, gab er sich viel Mühe, sich die Urschrift des Sendschreibens zu verschaffen; aber vergeblich; er mußte sich begnügen, in die Sammlung eine im J. 1765 zu Lübeck erschienene deutsche Uebersetzung aufzunehmen. Später jedoch erhielt Nicolai eine Abschrift des französischen Originales; sie kam in den Besitz seines Enkels, des Dr. Parthey, dessen Güte uns in Stand

gesetzt hat, diesselbe hier mitzutheilen. Als Probe von Möser's Stil in der fremden Sprache, als Beweis, wie sich auch in dieser Fessel sein Geist frei bewegte, sein deutscher Sinn aussprach, verdient dies Schreiben aufbewahrt zu werden.

Zum Schluß lassen wir, mit Erlaubniß des Herrn Justizrath Struckmann, dessen in der Juristischen Zeitung für das Königreich Hannover (Nr. 9. den 1. November, 1834) mitgetheilten Aufsatz: Möser's Verdienst um die Abschaffung der Tortur im Fürstenthum Osnabrück, wieder abdrucken, in dem Gedanken, daß dieses Document von dem Character und der Einsicht des großen Mannes in einem weitern Kreise bekannt zu werden verdiene, als dem, welchen die Rechtsgelehrten bilden.

Osnabrück, 12. Mai, 1837.

B. R. Abeken.

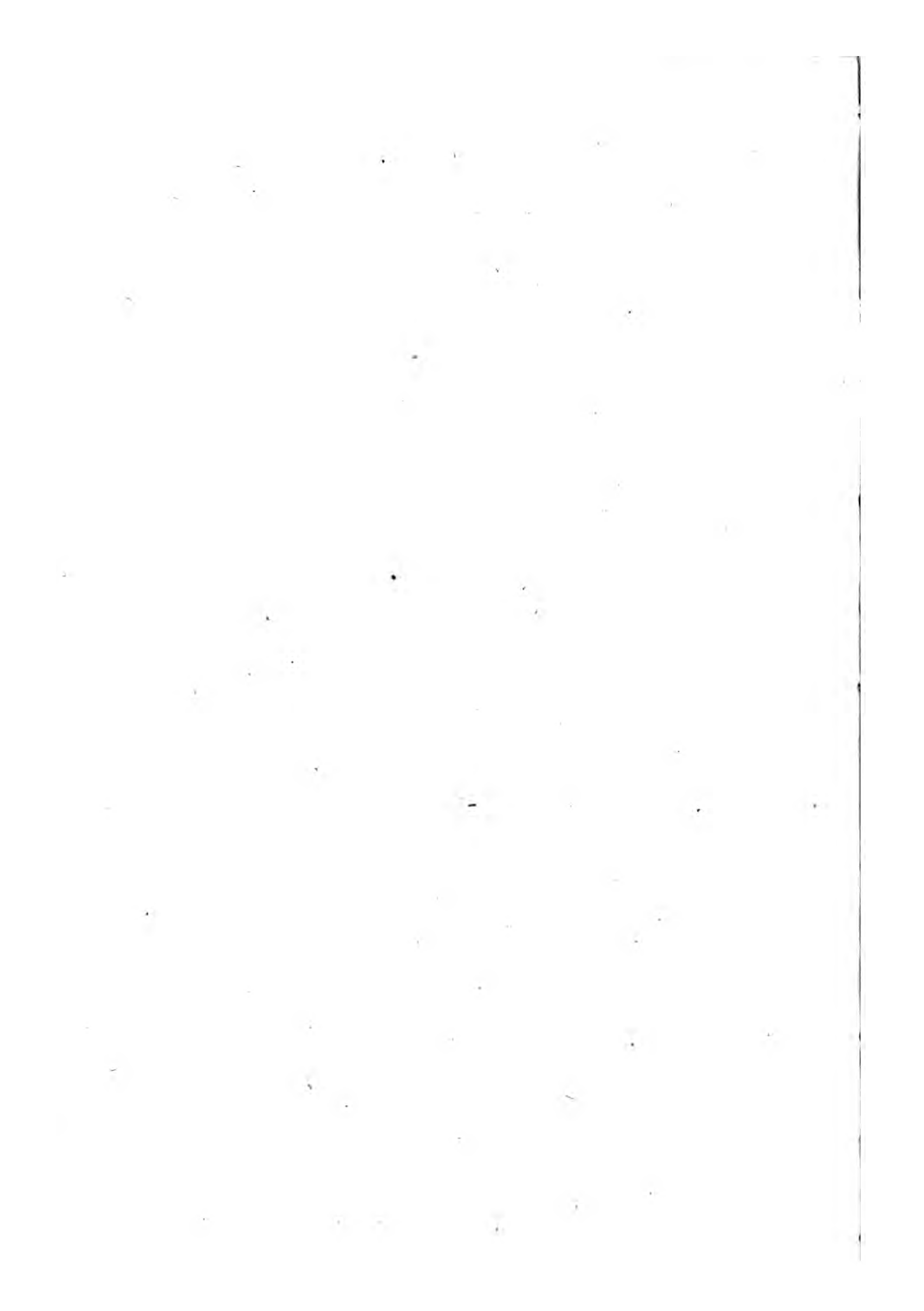


B r i e f e

an

Möler, seine Gattin und Tochter,
und von ihm.





1. *Möser an seinen Bruder.*

Osnabr. ce 26. Juin, 1751.

Mon cher frère

Qui auroit jamais cru que je Vous écrivois pour Tripolis? et que l'aventure Vous conduiroit de la Saxe en Barbarie? Vous, mon frère, qu'on attendoit en Westphalie avec la plus tendre impatience? Mais tel étant l'effet de Votre passion favorite, ou plutôt la suite de Vos brillantes chimères, mon étonnement a cédé bientôt à des réflexions plus sérieuses, qui roulèrent sur les moyens de Vous faire regagner le port. Je compris naturellement, que Vous n'aviez pas encore un mérite assez formé pour être utile aux intérêts de Mr. le Consul, et qu'il devoit avoir bien de la complaisance pour Vos foiblesses en cas qu'il voudroit se donner la peine de Vous former à son service. Toutefois je me dis à moi même: que fera-t-il, si son maître l'abandonne? si mon frère est réduit encore une fois sur le pavé de Tripolis? Y trouvera-t-il les moyens pour s'en retourner et pour

venir rejouer une famille desolée, quand même le repentir lui en fournit le dessein? Je tremblois toutes les fois que j'y pensois, et je tremble au moment qu'il est, que Vous ne fassiez un pas, qui Vous entrainera dans l'abîme sans la moindre ressource. Enfin notre beau frère s'est chargé de la peine de Vous assurer au moins une honnête retraite, en cas qu'il ne plaisoit plus à Mr. le Consul de Vous garder auprès de sa personne. Ce n'est pas pour Vous attirer ici à force, qu'on prend ces mesures, mais uniquement dans le dessein de Vous préserver contre toute démarche ultérieure. Restez, s'il Vous plait; je sais qu'on ne devient habile homme qu'autant qu'on exécute un plan favori. Je sais que c'est le Votre d'aventurer un peu. Mais profitez-en pour Vous perfectionner, ou du moins pour Vous convaincre que l'aventure est une marâtre, qui n'a pas toujours soin de ses enfans. Surtout ne pensez pas à vouloir faire de l'or. Les honnêtes gens confondent l'alchymiste et le fourbe; et pour peu qu'on veut réfléchir, il est aisé à comprendre, et même a priori, qu'il est du tout impossible de changer par le feu, qui a une force dilatante, des métaux grossiers en or, qui est le plus subtil et le plus pesant de tous. Comment donner à une masse, dont on ne sauroit rétrécir les pores par le feu, la pesanteur de l'or? Mais il ne vaut pas la peine de parler d'une sottise hors

de la mode. Les fiècles grossiers fournissoient un terrain assez reconnoissant à ces sots de métier, et c'est dans le siècle où nous sommes le caractère d'un petit esprit de vouloir songer encore à faire de l'or. Tant de preuves manquées, tant d'habiles hommes dupés, la pauvreté des adeptes, dont la malicieuse politique affecte toujours un air de piété pour se fauver des reproches, qu'on pourroit leur faire sur leur triste figure, et enfin le triste exemple de ceux, qui ont traité cette brillante fourberie du dernier mépris, n'auront-ils pas de quoi Vous donner au moins un préjugé assez fort contre un art, qui n'a jamais, oui jamais enrichi son possesseur? Ah mon frère, abandonnez-le, et soyez persuadé, qu'en cas qu'il seroit possible de faire de l'or, il perdrait de son prix, et il faudroit chercher un autre metal de prix, pour le substituer au défaut de l'autre. Enfin, retournez, s'il vous plait; Vous n'avez rien à craindre. Vous serez toujours le bien venu; on a eu soin de déguiser à nos parens ce qu'il y avoit de reprochable dans Votre conduite. Et si Vous aimez mieux de rester, eh bien! soyez honnête, profitez de l'occasion pour apprendre des langues du pais, tachez de vous former quelques idées sur le commerce; voyez s'il n'y a rien de remarquable touchant l'antiquité dans cette Utica des anciens, des monnoies, des livres etc. Enfin, aimez moi et marquez nous

plus de confiance, que Vous n'avez fait jusqu'ici.
Adieu, mon cher frère.

Möser.

2. Goethe an Frau von Voigts.

Madame

Man ergötzt sich wohl wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft, es unterhält uns, wir rufen, es antwortet, sollte denn das Publikum härter, untheilnehmender als ein Fels seyn? Schändlich ist's daß die garstigen Rezensenten aus ihren Hölen im Nahmen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat.

Hier aber Madame nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotische Phantasten Ihres Vaters, die durch Sie erst mit und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trag sie mit mir herum, wann, wo ich sie aufschlage wird mirs ganz wohl, und hunderterley Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.

Empfehlen Sie mich Ihrem Hn. Vater, nehmen Sie diesen Grus so mit ganzem Herzen auf wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern.

Madame

Dero

Frankfurt am Mayn
d. 28. Dez. 1774.

ergebenster
G o e t h e.

3. Frau von Voigts an Goethe.

Theuerster Herr Geheimerrath

Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden, und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde. Allein so sehr er dem Könige sein Urtheil zu gute hält, so sehr ärgerte er sich über das Nachbeten solcher Leute, die unendlich weniger als der König zu besorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lektion zu studiren. Und im Eifer warf er seine Gedanken auf's Papier, das ich hiebei übersende. Er ist selbst nicht völlig mit seiner Arbeit zufrieden, weil seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er ansetzte, lange genug zu unterhalten. Indessen werden Sie seine Gesinnungen und seinen guten Willen daraus leicht erkennen, und was er in der Eile übergangen hat, hinzudenken. Ich wünsche, daß es Ihnen als ein Merkmal seiner wahren Hochachtung gefallen, und zugleich diejenige in ihrem Andenken erhalten möge, die in dem unbeachtetsten Winkel des Erdbodens beharrt —

— — — — —

Zimmer behalten wir Weiber das Wichtigste bis zum Postscript — und das geschieht auch hier, nemlich die Bitte um Ihr Schattenbild. Freilich hab' ich's in meiner kleinen Sammlung; allein von Ihnen selbst würde es mir theurer seyn, und auch gewiß, daß es

Ihnen ähnlich wäre. Wären Portraits so geschwind zu machen wie ein Schattenriß, so bäte ich um dies. Denn nach meinen Gesinnungen für Sie verdiente ich's — nun will ich mich mit dem letztern begnügen. So viel sage ich Ihnen — wenn Möser und seine Tochter jemahls nach Weimar hinkommen, so geschieht's, um Sie kennen zu lernen, und um kein ander Ding in der Welt.

*

*

*

4. Goethe's Antwort.

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt, und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt, und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm

nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspuncte wieder zurechtstellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein anderer den Brennpunct, und die Gegenstände erscheinen ihnen trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen.

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrod einlädt, und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun ist, danken muß. Was er von meinen Versuchen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders das sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß

ist mir nie in dem Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich eingesehn haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.

Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine Eigenschaft eines Königs seyn, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende ziemt sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig seyn, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Mein Schattenbild liegt hier bei; vielleicht kann ich Ihnen bald etwas schicken, das weniger Fläche ist.

Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters; doch am liebsten groß, wie es an der Wand gezeichnet ist und ohnausgeschnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu diesem Briefe gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünscht wäre, die Sie mir, oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar, d. 21. Juni 1781.

G o e t h e.

5. Goethe an Frau von Voigts.

In meinem letzten Briefe versprach ich Ihnen auf das baldigste ein lebhafteres Bild von Ihrem Freunde als eine Silhouette nicht seyn kan. Gegenwärtig steht eine Büste eingepackt da, und wünscht abzugehen. Weil ich aber Unrichtigkeiten im Transport fürchte, so bitt ich um eine Adresse nach Osnabrück, wohin der Kasten abgeliefert werden kann. Leben Sie wohl! Diesmal nicht mehr von einem überhäuften.

Weimar, d. 31. Jul. 81.

G o e t h e.

6. Derselbe an Dieselbe.

Sie sind gütig mir oft ein Zeichen Ihres Andenkens zu geben.

Danken Sie Ihrer fürtrefflichen Fürsinn für den

Anteil den sie an meinem Daseyn nehmen will, sehr lieb wäre es mir mich durch Sie besser kennen zu lernen, sagen Sie ihr: Sie könne versichert seyn daß ich mir's in der Welt sauer werden lasse.

Das Leben P. Bernhards von Weimar, das ich zu schreiben unternommen hatte, liegt, mit vielen andern Anschlägen, auf der Seite. Vielleicht kann ich einen geschickten Mann, den wir jetzt in der Nähe haben, veranlassen es nach meinem Plane zu schreiben.

Hn. v. H. grüßen Sie. Es ist mir immer erfreulich wenn ich sehe, daß die Unarten meiner vorigen Zeiten keinen so übeln Eindruck bey den Menschen zurückgelassen haben als ich wohl verdient hätte.

Ihrem Herrn Vater schick ich ehstens von meinen Sachen. Ein Verzeichniß davon bin ich selbst nicht wohl im Stande zu fertigen, es sind so viele Kleinigkeiten.

Leben Sie wohl, und vergessen das versprochene Bild nicht.

Weimar, d. 4. März 1782.

G o e t h e.

7. Derselbe an Dieselbe.

Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten wie es wohl seyn sollte. Legen Sie es wie

es ist Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie recht aufrichtig und ausführlich zu sehn und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht.

Ich füge nur eine Bitte hinzu, daß Sie die Abschrift nicht aus den Händen geben mögen, und erwarte sie bald wieder zurück. Ich lege noch eine Kleinigkeit bey und hoffe zu hören, daß sich Ihr Herr Vater wieder recht wohl befinde. Möchte das versprochene Portrait doch recht balde ankommen, damit ich ihm sogleich in dem neuen Quartier, das ich so eben beziehe, seinen Platz anweisen könne.

Weimar, d. 5. May 1782.

G o e t h e.

(Die Briefe unter den Nummern 2. 5. 6. sind eigenhändig von Goethe geschrieben, und hier mit ihrer ursprünglichen Orthographie und Interpunction abgedruckt worden; die übrigen sind dictirt und nur von Goethe unterzeichnet.)

8. Möser an den Geheimen Kriegsrath Ursinus.

Wie vieles werden Sie nun, freundschaftlicher Mann, von der guten Meinung, welche Sie von mir gefaßt haben, zurücknehmen, wenn ich Ihnen offenherzig bekenne, daß ich der Verfasser der angezeigten Stücke nicht bin, und als Dichter noch ad medium

aevum der deutschen Dichtkunst gehöre; ob man mir gleich die Ehre angethan hat, einige von meinen Jugendliedern, die gewiß vor mehr als 30 Jahren gesungen waren, in die Almanachs der neuern Zeiten zu versetzen.

Oft habe ich aber gewünscht, daß ein Bürger unsre alten Volkserzählungen und Legendary tales, die bisweilen so kräftig sind, und immer den Greis noch ergözen, wenn er das Süße, Sanfte und Feine in manchen empfindsamen Liedern nicht mehr schmecken kann, behandeln möchte. Oft habe ich den S. Petrus mit dem Schlüssel zum Himmel und andre Maschinen der christlichen Mythologie, die in denselben so gute Dienste thun, bewundert, und die verfeinerte Kunst, welche uns dergleichen ohne Noth zu gebrauchen verbietet, einer Härte beschuldigt; aber selbst nie Hand angelegt, [und wie die Engländer anfangen diese Antiken zu benutzen und nach denselben zu arbeiten, war meine Zeit vorüber. Was Eschenburg jetzt thut, wollte ich vor 30 Jahren versuchen, und ließ solcherhalb einen Entwurf in ein Gottschedisches Journal einrücken. Aber es fand damals keinen Beifall.

Die große Schwierigkeit schien mir damals zu seyn, wie man den Tugenden unsrer Vorfahren eben den politischen Werth geben wollte, welchen sie zu ihrer Zeit gehabt haben. Die Liebe ist z. B. in unsern neuern Compositionen dasjenige nicht mehr, was sie in jenen

Zeiten war. Sie ist jetzt nur eine Nebenrolle. So hat die edle alte Gastfreiheit ihren hohen Werth nicht mehr seitdem so viele bequeme Wirthshäuser eingerichtet sind, und man würde einen Merkur auslachen, der, um eine gute Nachtherberge zu belohnen, einem Admet seine Gemahlin von dem Tode erweckte. Ohne Werth ist keine Wirkung; und so erreicht man in der Vorstellung der Antike nichts wie die Manier, wo nicht ein mächtiger Zauberer uns und die alte Schöpfung etwas näher zusammenbringt. Das Schäferleben ist viel leichter herzuzaubern, als uns in die Bedürfnisse und politische Denkungsart alter Zeiten zu versetzen. Die Barden = Lieder haben ein sehr kurzes Glück gemacht in Vergleichung mit den Idyllen.]

Die Beichte einer Frau an ihren Mann, welche in unsern Volkserzählungen also schließt:

Er sprach: Geh hin, ich sprech dich los
 Des schweren Sündenfalls;
 Doch säß' ich nicht an Gottes Statt,
 Ich brähe dir den Hals!

hat zwar nicht das Eigne der Ballade, welche Sie mir zur Probe übersandt haben; aber doch auch ihren Werth und nicht den Fehler der Englischen, welche in der Beichte einen Zuhörer und sogar einen Layenbruder duldet. Ein unkundiger —

9. Möser an J. B. Michaelis.

Ihre Parodien sollen mir sehr willkommen seyn. Wosern sie aber gegen das Ende des Jahrs einförmig werden sollten, welches der Genius in Gnaden verhüten wolle, so schicke ich das Packet auf einer preussischen Post zurück. Jenen Fehler sehe ich fast als nothwendig an, weil unsre gelehrte deutsche Sprache zu arm ist, die niedrigen Scenen des täglichen Lebens edel und kräftig zu mahlen. Hätte sich so wie in England, die Sprache einer Provinz zur allgemeinen erhoben, so würden wir einen weit größern Reichthum von schnurrigen, drolligen und äffenden Ausdrücken für Bilder von gleicher Art haben, und deren von der schöpferischen Laune des gemeines Mannes noch immer mehr erhalten als jetzt, da wir alles Provinziale verlieren und die Bildung unsrer Sprache kalten Philosophen überlassen. Man hat der niedersächsischen Sprache den Vorzug vor der in Schriften üblichen obersächsischen einräumen wollen, ohne zu bemerken, daß jede Provinzialsprache in gewissem Maße reicher und nachdenklicher sey als die allgemeine deutsche. Ich führe dieses zu dem Ende an, damit Sie es einmal wagen möchten, aus irgend einer Provinzialsprache glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke in Ihre Parodien zu bringen und solche für das Burleske zu naturalisiren. Vielleicht wäre die bergmännische, welche Vielen schon bekannt ist, hiezu die geschickteste; und

wie würde ich mich freuen, wenn Sie unser deutsches Grubstreet, oder die Lieder, welche auf den Jahrmärkten verkauft werden, eines philosophischen Blicks werthschätzten! Lassen Sie sich aber durch diesen vielleicht unbeachtbaren Vorschlag in der Hauptsache nicht irre machen. Es geht mir wie den unschuldigen Mädchen, die wohl fühlen, daß ihnen etwas fehlt, ohne einen deutlichen Begriff von dem Fehlenden zu haben. Wenn ich alte Barden-Lieder lese, so empfinde ich den Mangel des Eigenthümlichen sowohl in den Bildern als im Ausdruck, glaube auch wohl, daß die neuern Barden, wenn sie die Dichter der mittlern Zeit nützen, uns glücklicher täuschen und das später übliche leichter für das ältere ausgeben könnten, als das selbsterfundene alte. Allein ich bin nicht im stande die Art und Weise näher anzugeben. Gleim allein hat diese Quellen sowohl in seinen Kriegsliedern als in seinen Romanzen genutzt, und ich rechne ihm dieses zu einem besondern Verdienste an. Dieser wird Ihnen hierin am besten rathen.

Bisher hat man in den Parodieen sich fast nur mit dem Contrastiren beholfen; eine Manier, die, sparsam gebraucht, ihre Wirkung thut, aber in einiger Menge selbst an dem immer contrastirenden Voltaire zu sehr auffällt. Eben so ist es mit den veralteten Worten,

mit der Königin milde
dem Degen frehssan
der Würmin schadesan

und der Magd wohlgethan.
 Dem Recken geheure,
 der so mannich Abenteure
 und fideln und hofiren
 im Heldenbuch gethan.

Indessen wenn das Bild glücklich gewählt ist, so lieft man es doch noch gern; als z. B.

Ein blankes Aermlein weisse,
 Recht als ein Hermelin,
 Schwank da mit ganzem Fleiffe
 Die edel Kaiserin.
 Sie schmückt sich an sein Wangen
 Und küßt ihn an den Mund;
 Also stund vor ihm brangen
 Die Kaiserin zu der Stund.

Und ich wünschte, daß man besonders die alte Sitte, welche doch immer gefällt, aus den Schriften unsrer alten Dichter besser nützen möchte. Wie der kühne Kern Herebrant die minnigliche Magd von Tarsis geheirathet hatte, so findet Heinrich von Osterdingen sie des andern Morgens im Bette

Mit Armen fein umfangen
 In ehrentreichem Muth;
 Die Nacht was hingegangen
 Eh es sie dauchte gut.

Hier will ich alle unsre Neuern fragen, ob sie an den ehrentreichen Muth würden gedacht haben?
 Noch eins beiläufig. Homer braucht bei seinen

Helden oft einerlei Beiwort; ein Gleiches thun unsre alten deutschen Dichter, die den Homer nie gelesen haben. Es ist immer

Wolf Dieterich der milde
 Der kühne Berner
 Der Kaiser reiche
 Der freissliche Lhan;

und wenn ich mir vorstelle, daß beider ihre Lieder der Gesellschaft vorgesungen wurden, so mußte es dem Begriffe der Zuhörer sehr zu statten kommen, daß die handelnden epischen Personen allezeit unter einerlei Character erschienen. Auf der Bühne thut einerlei Kleidung eben die Wirkung, die hier einerlei Beiwörter thun. Der milde Wolf Dieterich ist gewiß in eben dem Geschmack wie pius Aeneas; und der Becher von Golde wohlgethan, oder die Magd wohlgethan hat sehr viel ähnliches mit Homers öfterem *εὐεργ...*

* * *

10. J. B. Michaelis an Möser.

Halberstadt, d. 26. Jan. 1772.

Theuerster Herr Justizrath!

Möchten doch meine Bemühungen, wovon ich Ihnen hiermit den ersten Versuch zu übersenden die Ehre habe, nur den kleinsten Theil der gütigen Gesinnungen verdienen, deren Sie meine Muse würdigen.

2*

Das arme hypochondrische Mädchen hat für diesmal in einem ziemlich ernsten Tone gelehrt. Ob sich die Frommen unsrer Zeit deswegen wieder so bald mit ihr ausföhnen möchten, steht zu erwarten. Es ist auch eigentlich meine Absicht nicht. Was mir die gute oder böse Laune in ernsthaften Stunden eingiebt, schreibe ich scherzhaft oder ernsthaft nieder, nachdem das Autorwetter ist, und daraus entsteht dann ein Ding wie der Pastor — Amor, oder wie die Gräber der Dichter.

Sie scheinen, mein verehrungswürdiger Freund, bei den vortrefflichen Maximen über das Komische, meinen Aeneas in Gedanken gehabt zu haben. Wäre es nicht zu stolz für mich, ich glaubte, Sie hätten meiner Seele ihre geheimsten Gedanken entrisfen; so sehr stimmen Ihre Reflexionen mit dem überein, was ich seit vielen Jahren bei meinem Umgange mit der komischen Muse gedacht und wieder gedacht habe. Niemand kann wohl den Mangel am Komischen in unsrer gelehrten Sprache mehr fühlen als ich. Ich habe von jeher die Provincialismen in Schutz genommen; aber leider! ist unser Publicum gar zu wenig daran gewöhnt; und — vergeben Sie mir — am wenigsten die Herren Niedersachsen. In Obersachsen lernt man leichtlich einen Provinzial-Ausdruck in seine Sprache hinübertragen; man sieht aus dem Zusammenhange, was er heißt; und wenn er einmal verstanden ist, so ist er auf immer in der Mundart des

Lesers geborgen. Ganz anders sind die Herren Niedersachsen. Schon in Leipzig waren einige, mit denen ich Umgang hielt, der beständige Fluch meiner provinziellen Freibeuterei. Es schmerzte mich um so viel mehr, da meine Oberlausitzer Sprache eine unglaubliche Menge der drollichsten Ausdrücke hat. Lessing, mein Landsmann, hat sie wohl zu nützen gewußt, wie seine theatralischen Schriften auf allen Seiten zeigen.

Auch wegen der Monotonie in Parodien bin ich ganz Ihrer Meinung. Vernachlässigtes Costume und Contrast des Großen und Kleinen, Wichtigen und Unwichtigen sind Quellen, die jeder Stümper bis zum Ekel erschöpft; und woher immer neue?

Wie sehr ich Monotonie in meinem Aeneas verabscheue, ist dies ein Beweis, daß ich mit jedem Gesänge ein andres Metrum wähle. Man sollte nicht glauben, welchen wesentlichen Einfluß eine solche Kleinigkeit als Sylbenmaaß und Stellung der Reime auf die Gedanken und die ganze Form des Ausdrucks habe!

Unsre alten Deutschen habe ich, wie Sie sehen werden, wenn ich den Aeneas herausgebe, nicht ungebraucht gelassen. Eine ganze Menge davon liegt beständig um mich herum, und Sie sollten mich manchmal eher für einen Antiquarius als Parodisten des Maro halten. Ueberhaupt sind die alten Deutschen meine Lieblinge, von den Minnesängern bis auf Martin Opitz.

Unser Gleim überschickt Ihnen sein Lied an die

Musen, und unser Jacobi Nachrichten, wegen der Gleim'schen Pränumeration. Beide lassen sich Ihnen auf das verbindlichste empfehlen.

Ich aber, mit einem Herzen, das den ganzen Werth Ihrer gütigen Gesinnungen gegen mich zu schätzen weiß, durchdrungen von dem lebhaftesten Danke, wünsche nichts eifriger als Ihnen unter jeden Umständen zeigen zu können, mit welcher wahren Hochachtung und Verpflichtung ich sey

Ihr

gehorsamst ergebenster
Michaelis.

11. Hegewisch an Möser.

Kiel, den 31. Octob. 1785.

Wohlgeborner

hochzuverehrender Herr Justizrath

Als ich das letzte Manuscript zur Geschichte der fränkischen Monarchie zum Druck hergeben sollte, wurde ich durch verschiedene Umstände, zum Theil sehr unangenehmer Natur, genöthigt, meine dahin gehörigen Papiere und Zettel durch einen Menschen, auf den ich mich verließ, in Ordnung bringen und abschreiben zu lassen. Ich hatte keine Zeit, sie vorher, ehe sie zum Druck abgingen, durchzusehn. Dadurch wurde eine Anmerkung, die ich zu meiner eignen Notiz auf einen Zettel hingeworfen hatte, mit abgedruckt,

die ich weder dazu bestimmt, noch so, wie sie gedruckt ist, abgefaßt hatte. Erst lange nachher, da mir diese Stelle gedruckt vor Augen kam, erschrak ich — dies kann ich mit Wahrheit versichern — über diesen contrecoup, der alle die kleine Freude, die mir die gute Aufnahme des Werks verursacht hatte, vereitelte. Ich eilte bei der ersten Gelegenheit, den Fehler so viel möglich wieder gut zu machen, durch eine Anmerkung in der Geschichte Maximilians I., die aber Ew. Wohlgeb. wohl nicht zu Gesichte gekommen seyn mag. Indessen, nachdem ich lange darauf gesonnen, wie ich Ew. Wohlgeb. am besten überzeugen könnte, wie gern ich jene Stelle vertilgen, und wie gern ich der ganzen Welt meine große Verehrung gegen Sie auf's lauteste bezeigen möchte, habe ich endlich mich entschlossen, ohne weitere Umwege den Schritt eines freimüthigen und seiner redlichen Absichten sich bewußten Mannes zu thun, Ihnen diese uninteressirte, offenherzige Erklärung zuzusenden, und Sie zu bitten, meiner Versicherung, die ich Ihnen hiemit gebe, zu glauben, daß ich mir zum Zuwachs meiner gegenwärtig glücklichen Lage vorzüglich wünsche, mir die Rückkehr Ihrer ehemaligen gütigen Gesinnungen erwerben zu können.

Wenn mein Schreiben diese glückliche Wirkung haben sollte, so wird es Ew. Wohlgeb. vielleicht nicht unangenehm seyn, daß ich von meinen jetzigen Umständen noch so viel hinzufüge: Sie sind so gut, wie ich sie selbst vor der Katastrophe von 1775 bei mei-

nen damaligen großen Ausſichten kaum erwarten konnte. Ich genieße aller der Conſideration, die man auf einem ehrenvollen Poſten wünſchen kann. Ich lehre mit viel Beifall; ich habe mein hinlängliches Auskommen und auch häusliche Glückſeligkeit iſt mir beſchieden. Bernſtorf iſt mein Gönner, der Kanzler Cramer mein Freund. Das ganze Schimmelmanniſche Haus, inſondere die Gräfin B., erweiſet mir viel Freundschaft. Auf unſrer Univerſität leben die Profeſſoren ſehr geſellſchaftlich, und hier iſt viel gemiſchte Geſellſchaft. — —

Ich werde, vielleicht ſchon künftigen Sommer, eine Umarbeitung der Geſchichte Karls des Großen und der fränkischen Monarchie herausgeben. Ich werde mich beſtreben, mit den Veränderungen Ew. Wohlgeb. Beifall zu erhalten.

Ich bin mit großer und wahrer Verehrung,
Ew. Wohlgeboren

gehorsamſter Diener

D. H. H e g e w i ſ c h.

12. Zimmermann an Möſer.

Hannover, 22. Julius 1790.

Mit der tieſten Beſchämung wage ich es, mein geliebter und höchſt verehrter Herr Geheimer Juſtizrath, Sie an mich zu erinnern, da ich einen Brief, mit dem Sie mich den 1. Februar 1789 beehrt ha-

ben, erst heute beantworte, und Ihnen die Schrift des Herrn Fresson, die ich damals von Ihnen erhielt, erst heute zurückschicke.

Aufrichtig und ehrlich gestehe ich Ihnen, daß ich in der schrecklichsten Verlegenheit war so oft ich an die völlige Unmöglichkeit dachte, mich mit Ihnen über einen Gegenstand zu unterhalten, von dem ich nicht nur gar keine Erfahrung, sondern auch wirklich keine Begriffe habe.

Herr Fresson sagt (pag. 81), man müsse einen Maulwurf männlichen, nicht weiblichen Geschlechts langsam in der Hand todt drücken; und dann haben die Finger dieser Hand in der Zukunft die Kraft, indem man den Puls eine Weile damit befühle, das Fieber zu heilen und die Verdauung gar sehr zu befördern. — Aufrichtig gestehe ich, daß mir die Schrift des Herrn Fresson aus der Hand fiel als ich dieses las.

Aber eigentlich wollten Sie, mein geliebter Herr Geheimer Justizrath, mich bloß mit demjenigen bekannt machen, was Fresson von seiner Erfahrung d'une attitude und von ihrem mannigfaltigen Nutzen in Krankheiten sagt. Höchst merkwürdig war es mir freilich, daß Sie mir bezeugten: Ihre Erfahrungen kommen völlig mit den Erfahrungen des Herrn Fresson überein. Ich verstand dies so: daß Sie bei Krampf- anfällen von dieser attitude eben die Vortheile hatten, die dieser Mann nicht eben in diesen Nebeln, sondern

in vielen andern verspricht. Dies giebt allerdings, nicht gerade der Schrift des Herrn Fresson, sondern Ihren eignen Versuchen und Erfahrungen einen hohen Werth. Mit innigster Rührung las ich auch in Ihrem Briefe vom 1. Februar 1789 die Worte: daß Sie diesen Versuchen und Erfahrungen zufolge mit dem Frühlinge einer neuen Jugend entgegensehen. Dies war mir genug. Ich dankte Gott für die Heiterkeit Ihrer Seele, und freute mich, daß Sie ein so leichtes Mittel gefunden haben dieselbe zu erregen und zu unterhalten.

Dies ist alles, was ich hierüber sagen kann. Meine schwachen Augen sehen nicht weiter.

Alles, was ich von Ihnen, mein geliebter Herr G. J. K., im vorigen Jahre durch meine Frau hörte, und alles, was man mir jetzt von Ihrem heitern und glücklichen Alter erzählt, macht mir eine unbeschreibliche Freude.

Das Andenken der Liebe, mit der Sie mich und meine Frau im November 1788 auf einer schrecklichen und angstvollen Reise in Ihrem Hause und im Schooße Ihrer liebevollen Familie aufnahmen, ist eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens. Noch fühle ich aber auch den Schmerz, mit dem ich Sie bald darauf, an Ihrem Geburtstage, im Bette liegen sah. Dank und Liebe für Sie und für Ihre Frau Tochter wird nie bei mir erlöschen. Alles, was ich damals auf meiner Reise litt, ward durch den Abend vergütet, den

ich im November 1788 an Ihrer Seite zubrachte. Einen solchen Abend habe ich seitdem nicht gehabt.

Meine Frau empfiehlt sich nebst mir Ihnen, mein theuerster Herr, und Ihrer Frau Tochter, mit der zärtlichsten und innigsten Verehrung, mit unsterblichem Danke, und mit den liebevollsten Wünschen für Ihre Wohlfahrt.

J. G. Zimmermann.

13. Thomas Abbt an Mösers Gattin.

A la veille de mon départ, l'encre dans un grand verre, faute d'écritoire déjà empaqueté, au milieu de la désolation, qui règne dans ma chambre, et le coeur presque déchiré, j'écris encore à ma chère Maman, pour lui dire, que malgré toutes les preuves de sa bonté pour le pauvre adoptif, reçues particulièrement pendant ma présence, je ne m'étois pourtant pas attendu à goûter l'unique plaisir d'être chéri d'elle au degré, dont me font foi ses lettres répétées. Vous avez bien raison de dire, que mes parens en Westphalie sont plus que parens pour moi. Je ne désire à présent plus rien dans ce monde ci. La fortune s'est acquittée envers moi. Eloigné de ceux, qui m'ont donné la vie et bien plus que la vie, de l'éducation; séparé d'un petit nombre d'amis à Berlin, éloigné des uns sans espérance de passer mes jours auprès

d'eux, séparé des autres sans pouvoir me flatter de les rejoindre; l'ambition, jadis le premier idole de mon cœur, amortie par les obstacles, que j'ai presque toujours rencontrés; la sotte vanité, qui m'a fait faire bien de folies, affaiblie par les dures leçons, qu'après coup elle m'a toujours faites recevoir: tous mes souhaits se sont bornés à me rendre cher à des personnes dignes d'estime et à les intéresser pour moi au point, que par les témoignages, qu'elles m'en donneroient, je me sentirois frère, ami, fils et — presque dans le même moment, confondant ainsi dans le doux trouble de sensations agréables les différentes relations, par lesquelles je serois engagé.

Je ne fais pas l'application; je la sens trop pour daigner de l'exprimer par des mots. Chère Maman, il nous faudroit encore une soirée, du thé devant nous, livre ou recueil de pensées à la main; et les yeux de Votre fils parleroient. Les pauvres langues que celles, dont on se sert dans une lettre! —

Tenez pour sur, que Votre fils n'aura des momens heureux en chemin que quand il lira des lettres de ses parens, nouveaux par la date, anciens par l'attachement mutuel.

Il est près de minuit, et j'ai encore deux lettres à écrire. J'embrasse respectueusement ma chère Maman; je souhaite de tout mon cœur le prompt rétablissement de mon petit frère, je salue

tendrement ma petite soeur; quant à l'ami bienfaisant, qui se trouve à Hannovre, je n'ai pas manqué de lui écrire. Que le Seigneur le conserve pour récompenser par lui et en lui tant de mérites. Amen!

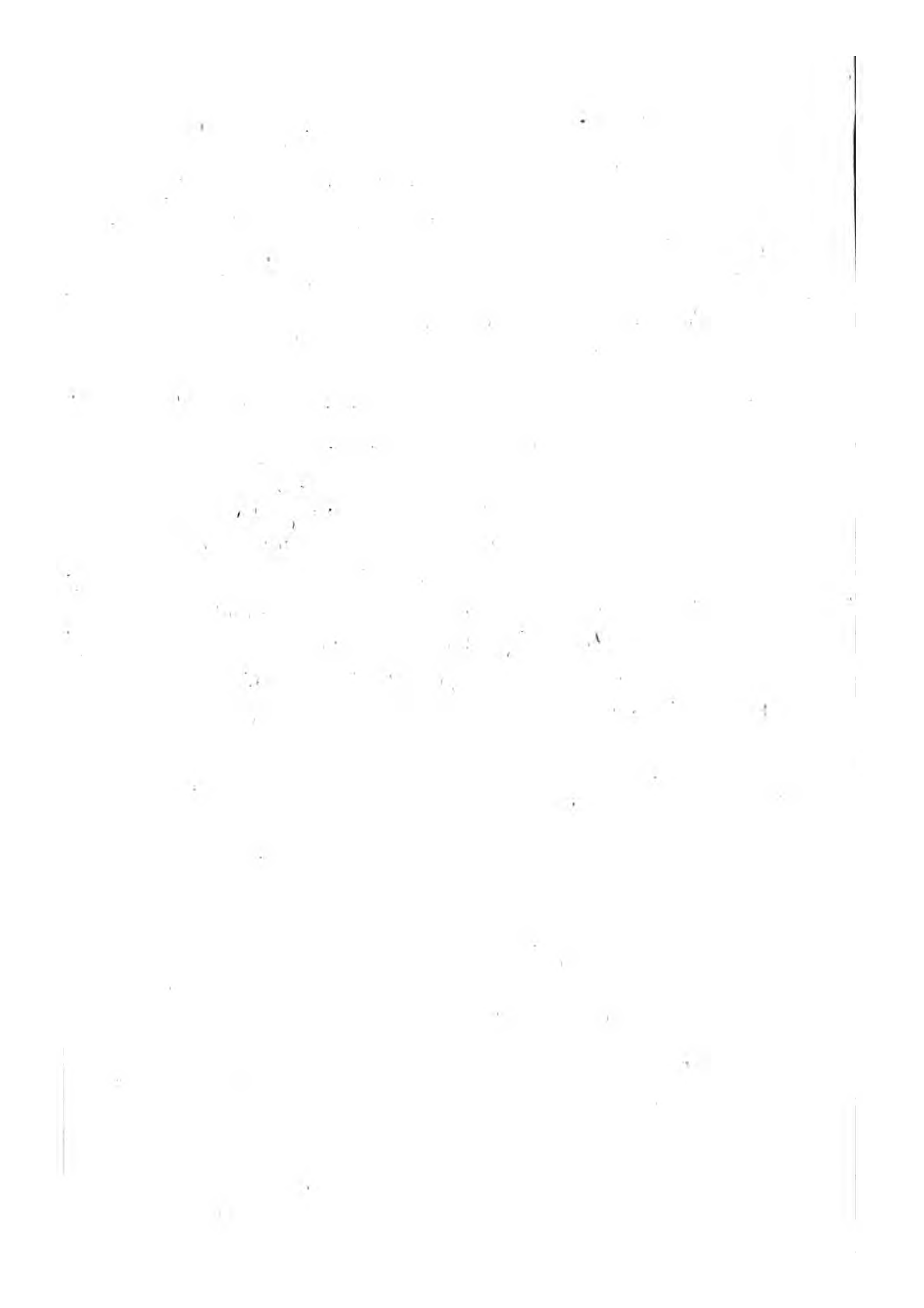
R. ce 26. d'Avril, 1763.

Votre très-obéissant et très-devoué fils
Abbt.

Addr. — Abbt, Professeur au service du Seren. Landgrave de H. C. — — à Francfort sur le Main.

Me. G. voudra bien agréer mes très humbles respects. Les beaux pistolets! Mais je ne dis pas cela comme l'illustre Ninon disoit: Ah le beau billet de la Chatre!





Fragmente

aus

M ö l e r s N a c h l a s s .



1947

1948

1949

Aus Möfers Leben.

Es scheint vielen Männern sehr leicht geworden zu seyn, ihr eigenes Leben zu beschreiben; mir aber wird es schwer; nicht sowohl, weil ich nicht eben so gut als ein anderer schreiben kann, ich sey den 14. December 1720 geboren, und von meinen lieben Eltern fleißig zur Schule gehalten worden, als weil ich die Aufrichtigkeit in Allem liebe; und da ich von mir selber reden soll, solche nicht allemal beachten kann. Die Eigenliebe triumphirt unter allen guten und bösen Eigenschaften, die ich von mir anzugeben weiß, und ihr Triumph ist dann am vollkommensten, wenn ich mich in den höchsten Grad der Aufrichtigkeit versetzt habe. Ich habe auch die Schwachheit der menschlichen Tugenden zu genau kennen gelernt; und wenn ich mich nicht unterweilen mit dem Gedanken beruhigte, daß die reine Tugend überall in keiner menschlichen Seele anzutreffen sey, so würde ich manchen verdrießlichen Augenblick haben, anstatt daß ich jetzt sehr oft über die schlauen und künstlichen Wen-

dungen lache, wodurch mich meine Eigenliebe zu ihrem Zwecke führt.

Mein Glück ist dabei, daß mich die Natur mit einem sehr ehrbaren Gesichte und gerade mit so viel Phlegma beschenkt hat, als nöthig ist, um meine lebhafteste Empfindung aller Gegenstände zurück zu halten. Nur in meinem Lehnstuhle, oder an meinem Schreibtische lache ich oft ungesehen und ungehört; aber in Gesellschaften und selbst unter meinen besten Freunden schützt mich mein Phlegma wider alle bittere Ausbrüche meines Herzens. Daher habe ich auch sehr selten Jemanden mit einem Worte, oder mit einer Miene beleidiget, so lange er ein Thor für sich blieb.

Indessen mag ich doch früh schon viele Gefälligkeit gegen mich selbst gehabt haben; denn ich schrieb schon im vierzehnten Jahre meines Alters meinen Lebenslauf. Die Gelegenheit dazu gab, daß ich, aus Furcht vor einer wohlverdienten Strafe, meinen Eltern entlaufen und nach Münster gegangen war, wo ich hungrig ankam, und, weil ich kein Geld mitgenommen hatte, mein Brod vor den Thüren suchen sollte. Ich ging von dem Morgen bis zum Abend die Stadt im Kreise herum, wollte immer Jemanden um eine Gabe ansprechen, und konnte kein Wort hervorbringen. Endlich aber brach mir der Hunger den Mund, und ein Mann, dem ich stammelnd meine Noth eröffnete, gab mir sechs Pfennige und den Rath, geschwind wieder zurück und zu meinen Eltern zu gehen. Wie reich

war ich nicht mit dieser Summe! ich kaufte mir Brod, und ging vor das Thor, was nach meiner Vaterstadt führte. Hier setzte ich mich müde an einem Bach nieder, um zu trinken, und eine Weibsperson, die, wie ich nachher erfuhr, eine Landstreicherin war, ward mein Engel. Ich erzählte ihr meine Noth, und weil sie eben den Weg wollte, welchen ich zu gehen hatte, so nahm sie mich mit, brachte mich Nachts in eine Bauernscheune, und versorgte mich des andern Tages von dem Brode, was sie bettelte; doch lernte ich auch von ihr zum erstenmal ein Ei in der Asche kochen. Nachdem ich aber vier Meilen mit ihr zurückgelegt hatte, begegnete mir schon mein Lehrmeister, den meine Eltern bei mir hielten, und der mir, sobald er meine Flucht vernommen, zu Fuße nachgeeilt war. Ich mußte also meine getreue Gefährtin verlassen, und dieses geschah ohne Thränen. Meine Eltern waren froh, ihren verlorenen ältesten Sohn wieder zu haben, und auf Vorbitte meines Großvaters, des Bürgermeisters Elberfeld, ward mir die Strafe geschenkt. Die Schicksale auf dieser Reise füllten meinen vierzehnjährigen Lebenslauf.

Doch war derselbe nicht ganz von gelehrten Streichen leer. Der nachherige Senior Bertling in Danzig, der Helmstädtische Professor Lodtmann und ich, wir hatten im zwölften Jahre unsers Alters eine gelehrte Gesellschaft errichtet, worin wöchentlich allerhand Abhandlungen, deren eigentlicher Werth darin bestanden

haben würde, daß sie in einer selbst gemachten Sprache geschrieben waren, verlesen werden sollten. Wir waren aber damit nicht viel weiter gekommen, als daß wir eine Grammatik und ein Wörterbuch dazu verfertigt hatten, und, wie sich das versteht, eine gelehrte Zeitung darin schrieben. Hiemit schieden wir aus der Schule des Cantors, der uns in diesem Spielwerke nicht gestört hatte; aber unser folgender Lehrer, dem mein Lebenslauf, welchen ich in jener Sprache geschrieben hatte, in die Hände fiel, nöthigte uns mit Schlägen zu unserer Muttersprache.

Oft habe ich nachher gewünscht, daß er unsern Trieb genutzt, und uns, weil wir doch weiter nichts als etwas ganz Besonderes suchten, im Hebräischen, oder Arabischen zu schreiben aufgemuntert hätte. Dafür quälte er uns mit der lateinischen Poesie, und ärgerte sich, daß wir die Aufgaben, welche er uns in Prosa gab, sofort in Versen niederschrieben, und ihm dieselben sodann vorlasen, um ihn zu vermögen, uns etwas Mehreres zuzumuthen. Aber es half nichts; wir wurden mit Schlägen angehalten, die Aufgaben erst in Prosa aufzuschreiben. Doch war er der beste Lehrer für langsame Köpfe.

So sehr uns dieser unterdrückt hatte, so flüchtig machte mich sein Nachfolger, der Conrector Ponat. —

Möser, über die Spiele seiner Nerven.

Meine Nervenzufälle kommen noch immer wieder, und unterhalten mich oft so sehr, als sie mich quälen. Im vorigen Winter hatte ich sie, wiewohl durch meine eigene Schuld, zu einer außerordentlichen Höhe gebracht.

Es waren nun schon sechs Nächte vergangen, ohne daß ich auch nur des allergeringsten Schlafs genossen hatte, und die siebente, welche jetzt heranrückte, machte mir auch nicht die mindeste Hoffnung dazu, indem alle meine Sinne ganz besonders gespannt waren.

Von Unmuth hingerissen, setzte ich unbesonnener Weise meine Fußsohlen an einen warmen Ofen, und erhitzte solche über eine Stunde, in der Meinung, dadurch irgend eine günstige Veränderung zu bewirken. Allein dieses sonst in meinem Leben nie versuchte Mittel that eine ganz verkehrte Wirkung.

Vorhin hatte ich, so oft mich das Nervenfieber heimsuchte, und sobald ich des Nachts die Augen schloß, nur ein weites, schönes, lichtiges Feld vor mir, worauf allerlei Formen von Gegenständen, die jemals durch's Auge einen Eindruck auf mich gemacht hatten, sich in den schönsten und herrlichsten Farben zeigten, und in fortgehender Bewegung unaufhörlich veränderten. Die Farben richteten sich mehrentheils nach den Tapeten des Zimmers, worin ich den Tag zugebracht hatte, und waren einmal alle feurig, da ich des Abends auf meinem Ruhebetten gelegen, und die Augen gegen ei-

nen Windofen, worin die Flamme spielte, gerichtet gehabt hatte. Dieses fiel mir so beschwerlich, daß ich des Nachts die Augen offen halten mußte. Die Formen aber, welche sich zu anderer Zeit in sanften Farben hervorthaten, spielten mehrentheils nur als Malereien auf einem lichten Grunde, und erhoben sich nur selten zu ganzen hervortretenden Figuren.

Jetzt aber, da ich den bösen Versuch mit den Füßen am Ofen gemacht hatte, konnte ich die Schöpfung, welche ich nach geschlossenen Augen vor mir hatte, schlechterdings von der wirklichen Welt nicht unterscheiden. Der Saal, worin ich saß, war vollständig in seiner Art; eine Menge von Personen, in deren Gesellschaft ich mich befand, war in ihrer ganzen Gestalt und im vollkommensten Puzze so leibhaftig vor mir, daß ich den Entschluß faßte, zu versuchen, ob ich diese Schöpfung nicht in meine Macht bekommen, und mir diejenigen Personen und Sachen, welche ich zu sehen wünschte, darstellen könnte. Allein dieses wollte mir, aller Anstrengung der Gedanken ungeachtet, schlechterdings nicht gelingen. Der Saal, die Gesellschaft und alles, was ich sah, bildete sich unter beständigen Veränderungen nach seinen eigenen Gesetzen, ohne sich nur im mindesten von mir befehlen zu lassen; und ehe ich mir's versah, saß ich in einer großen Gesellschaft an einer wohl zugerichteten Tafel.

Mich selbst sah ich nicht; ich befand mich gleichsam im Schatten; aber meinen Arm, soweit er einem

selbst bei Tische insgemein ins Auge fällt, sah ich mit einem Glase Wein nach dem Munde fahren; und weil ich in diesem Augenblicke noch mit dem Gedanken beschäftigt war, diese Schöpfung, so wie ich zuvor gedacht, nach meinem Verlangen abzuändern: so ging mir der Mund offen und ich erschrak, als der Wein nicht kam, weil ich glaubte, das Glas verschüttet zu haben. Ebenso ging es mir mit einem Stücke Braten, was mein Arm gleich darauf, da ich über das verschüttete Glas nachdachte, auf der Gabel zum Munde führte. Die Gesellschaft war übrigens in der völligen lebenden Bewegung, worin eine zu Tische sitzende Gesellschaft zu sehn pflegt; die Tafel war in der besten Ordnung, die Teller mit Speisen gingen herum, und ich hörte eine mir zur Seite sitzende Dame die Worte sagen: „Es ist wirklich ein betrübter Fall.“ Doch war ich in dem Augenblicke zweifelhaft, ob ich diese Worte mehr aus ihrer Physiognomie als aus ihrem Munde vernommen hatte. Wenn ich aber dennoch schwören sollte, würde ich das letzte mit Glauben annehmen.

Es folgten auf diese Scene mehrere ähnliche; aber keine einzige unter allen hatte fremde von mir ungesehene Gestalten, oder neue Formen; und daß ich die Personen nicht erkannte, mochte daher rühren, weil ich kurzichtig bin, und auch im wirklichen Leben keine scharfe Eindrücke von den Gesichtszügen der Menschen erhalte, welche sich um und neben mir befinden. Bei

dem allen ist es doch sonderbar, daß die Nerven, deren Zitterung ich deutlich in mir fühle, so eigenwillig mit den erhaltenen Eindrücken spielen, und gleichsam einen Staat im Staate formiren. Wenn ich hierüber nachdenke, so freut es mich oft, daß ich nicht einen Tropfen dickes Geblüt, und nicht den mindesten Hang zur Schwermuth habe. Was für Erscheinungen würde ich daraus machen, wenn ich Malagrida wäre, und etwas zu inbrünstig vor der S. Theresia gekniet hätte!

Aber nicht meine Augennerven allein erlauben sich diese Schwärmerei, sondern auch meine ganze Phantasie ist alsdann unaufhörlich mit Gegenständen des Denkens beschäftigt, die sie, ohne sich von mir einreden zu lassen, nach ihrem Willen behandelt. Oft widerstehe ich ihr, und wende sie eine Zeitlang auf einen von mir gewählten Gegenstand. Allein dieser Kampf greift mich außerordentlich an; ich halte ihn selten über zwei Minuten aus, und merke am Ende, daß die Phantasie gar nicht nachgegeben, sondern für sich fortgearbeitet hat, und ich nur bei dem Haften meiner Seele an dem erwählten Gedanken ihr Spielwerk nicht beachtet habe. Daher gebe ich ihr auch jetzt nur immer nach, und lasse sie schwärmen. Bringt sie durch ihre Combinationen was Gutes, so behalte ich es, und vergesse das übrige. Sie hält aber selten lange bei einer Sache aus, und geht durch den geringsten Nebenumstand leichtfertig zu einem andern

über; oder es müßte ein besonderes Lieblings=Thema seyn, woran ich den Tag vorher lange gedacht hatte.

Also, denke ich, liegt auch dieses Vermögen der Nerven, oder des darin befindlichen Saftes, was nicht bloß die Eindrücke der Sinne aufgefangen, sondern auch von den daraus gezogenen Schlüssen und Wahrheiten seinen Eindruck empfangen hat, und nach den daraus entstandenen Regeln verbindet oder absondert, nicht unter den Befehlen unsrer Seele; und wenn diese gleich allein das Recht hat, was jene verbindet oder absondert, zu billigen oder zu verwerfen, so mag es doch ein sehr trauriger Zustand seyn, wenn ein Mensch von Jugend auf mit schlechten oder schwarzen Eindrücken erfüllet, oder von Gram und Kummer heimgesucht ist, und einer mit solchen Gegenständen allein beschäftigten Phantasie das Feld überlassen muß.

Die Religion, das beste Hausmittel.

Ev. Gnaden fragen: wo wir endlich wiederum Stand fassen wollen, wenn wir alle Offenbarung und alle Wunder wegphilosophirt haben. Allein so weit wird es wahrscheinlich nie kommen; der Mensch, welcher sein Brod mit Arbeit verdienen muß, und dieser macht doch wohl den größten und eigentlichen Theil der Menschenkinder aus, wird keines von beiden aufgeben, so lange es noch Kreuz und Elend in der Welt

giebt; und was den Mann am Hofe oder den Gelehrten anlangt, der sich, weil er auf der Erde nichts zu thun hat, mit seinen Speculationen über die Fixsterne hinaus verliert, der meint es in der That so böse nicht als Sie wohl glauben. Sein Geist ist bloß der Religion satt, so wie solche den einen Tag wie den andern für Hohe und Niedrige aufgetragen wird, und er wünscht sie nun auch einmal à la glace, oder mit einer Sauce au diable zu genießen. Dies ist die natürliche Folge der Seelenüppigkeit, die zuletzt aus dem vielen Untersuchen und Genießen entsteht; die zärtlichen spinnen die Religion in einem empfindsamen Roman aus, und die stolzen Weisen können sich nicht entschließen, mit dem Pöbel einerley Gott zu glauben. Aber im Grunde sind es Gottes verwöhnte Geschöpfe, die sich recht gerne bedeuten lassen, sobald sie seine Hülfe nöthig haben. Ich habe einen der kühnsten und feinsten unter ihnen gekannt; der Himmel nahm ihm das Weib, woran seine Seele hing, ein liebes vortreffliches Geschöpf, und nun fing er an, an ein ewiges Leben zu glauben, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß eine so edle Seele auf ewig für ihn vernichtet, auf ewig von ihm getrennet seyn sollte. Ich habe hernach oft mit ihm über diese seine Veränderung gescherzt, und ihn gefragt: ob die Religion nicht vortreffliche Hausmittel habe? — Der simple Trost: er ist bei Gott, hat schon mehr Kummer in der Welt gestillet, als alle Feinheit der Metaphysik.

Ueber Toleranz.

O sorgen Sie nicht, liebster Freund, die Religion wird immer oben bleiben, wenn sie auch noch so sehr gedrückt wird; der Mensch bedarf ihrer zu sehr, um sie gänzlich zu entbehren; er wird sie immer unter den Ruinen wieder hervorsuchen, wenn es jemals einem Herosstratus gelingen sollte ihren Tempel zu verbrennen. Daß viele der scharfsinnigsten Männer sich gegen sie verbunden haben, irret mich nicht. Zu scharfe Sinne geben unrichtige Empfindungen, und zu scharfes Nachdenken macht schwindeln. Die Religion ist für Menschen von gesundem Verstande; und ihr weiser Urheber hat wohl dafür gesorgt, daß wir ihn aus seinen Werken anschauend erkennen, lieben und verehren können. Wie viele Millionen Menschen würden nichts von ihm wissen, und folglich ohne Trost, ohne Hoffnung und ohne Furcht dahin leben, wenn sie sich an dem Faden der Metaphysik zu ihm hinauf spinnen müßten?

Jedoch, Sie wollten eigentlich nur wissen: ob eine unbeschränkte Duldung aller Meinungen nicht zuletzt eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Religion hervorbringen werde? Auch dieses, liebster Freund, besorge ich nicht. Denn eine solche unbeschränkte Duldung, welche Atheisten, Deisten und Christen zu einem Zweck, oder zu einem Staat verbinden soll, wird sich nirgends einführen lassen. Der Atheismus isolirt sei-

ner Natur nach, und kann niemals ein Band der Menschen abgeben. Der Deismus, so lange er ganz rein bleibt, und nichts exoterisch versinnlicht, ist nur für wenige Eklektiker; die christliche Religion hingegen bindet die größte Gesellschaft, wenn sie auch noch so sehr gemischt ist, und kommt überall den Bedürfnissen der Menschen im Glück und Unglück bestens zu stat- ten. Eine allgemeine Duldung wird sich also nur auf Christen erstrecken; und hievon hat man um so viel weniger eine Gleichgültigkeit gegen alle Religion zu befürchten, je gewisser uns eine lange Erfahrung von dem Gegentheil überzeugt hat; denn ihre verschiednen Secten lehren nichts, was das allgemeine Band der bürgerlichen Gesellschaft schwächen kann; oder wo sie es thun, werden sie solches mit der Zeit gewiß ablegen, wenn der Duldungsgeist sich erst völlig ausgebrei- tet hat.

Ueber Volksbildung.

Er fiel auf sein Angesicht und betete an — dieser Ausdruck religiöser Empfindungen hat mir immer der mächtigste unter allen geschienen, deren der Mensch fähig ist, und er ist die wahre Sprache des rohen Menschen, der die ganze Wirkung der Schöp- fung empfindet, aber nicht gelernt hat, sie mit Hülfe seiner Gedanken und Worte in kleine Theilchen zu theilen und jedes derselben allein zu betrachten. Un-

streitig hat das letzte auch seinen großen Nutzen, und es ist für Manche in dem großen Bereiche der Schöpfung zu buchstabiren. Aber ob man nun sagen könne, daß derjenige, der die Fertigkeit nicht hat seine Empfindungen zu vereinzeln und dieselben mit Worten zu bezeichnen, weniger Religion habe als ein anderer, das ist noch immer eine Frage, die eine Untersuchung verdient.

Nach meiner Erfahrung haben immer diejenigen mächtiger gehandelt, welche die Natur so ganz, wie sie sich ihnen dargestellt, empfunden und sich die wenigste Zeit beim Buchstabiren aufgehalten haben. Kinder machen in ihrem ersten und zweiten Jahre, da sie bloß durch Total-Eindrücke belehrt werden, erstaunende Schritte; nichts wird ihnen erklärt, sie haben bloß ihre Sinne offen; alles, was hineinfallen kann, fällt hinein, und sie haben schon im dritten und vierten Jahre eine solche Summe von Kenntnissen, wodurch sie in ihren Handlungen geführt werden, daß man Mühe hat, sie durch abgezogene Regeln in ihrem starken Laufe aufzuhalten. Männer, die auf diese Art zur See oder zu Lande erzogen worden, und sich einzig und allein durch dasjenige, was ihnen in der Welt aufgestoßen ist, gebildet haben, sind mir unendlich mächtiger und größer vorgekommen als alle, welche in der Schule aufgehalten worden, sobald sie nur mit einer genugsamen Summe aufgestoßener Begebenheiten genähret waren; und ich getraue es mir in allem Ernste

zu behaupten, daß Eltern, welche Gelegenheit haben, ihre Kinder durch die Welt, oder durch die Total-Eindrücke von den zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen zu erziehen, ihre Kinder so wenig als möglich in die Schule schicken sollten. Und diesen Erfahrungen zufolge sollte man nicht so sehr darauf dringen, diejenige Classe von Menschen —

Zugabe vom Herausg. — „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten?“ — Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten.

Goethe. Sämmtl. Werke, Bd. 49, S. 80.

Abgerissene Gedanken.

Oft liest man: Es wird hie und da ein guter Böttcher, ein guter Weber, ein Schulmeister verlangt; — aber kein Philosoph, kein Mathematikus.

Gelehrte haben nichts erfunden, es sind immer Künstler und Practici gewesen.

Gelehrte Pferdekennner werden von Rosfkämmen betrogen.

Die besten Arzneimittel giebt doch die Erfahrung.

Die großen Leute sind zu ordinairn Arbeiten unbrauchbar.

Ziethen ist nicht in die Kriegsschule gegangen. — Garrick und Clairon verstanden keine einzige Regel der Psychologie, und

Das Geschrei gegen Barbarei ist die Losung der gelehrten Marktschreier, die gern ihre Pillen verkaufen wollen.

Die Griechen und Römer sind nicht durch eine einförmige Methode groß geworden.

Die Staaten sind nicht gebessert, die tausend Schreiber ernähren. Unglücks genug, wo so viele nöthig sind, um alle Auflagen zu berechnen und wieder überzurechnen.

Unsre Prozesse sind dadurch nicht abgekürzt worden, daß wir gelehrte Richter haben. Zur Zeit des gesunden Menschenverstandes ging es ehrlicher und kürzer zu.

Die vorzügliche Ehre, die die Dilettanten aller Art genießen, erstickt den Muth des rechtlichen, ordinären Mannes, und Ordenszeichen für gelehrte Verdienste sind Spornen für die Ueppigkeit.

Das genaue Anatomiren verdirbt den Mediciner, die Gelehrsamkeit den guten Christen.

Der gemeine Mann bedarf nicht den zehnten

Theil der Trostgründe wider Tod und Unglück; er verliert Hab' und Gut, ohne sich wie ein Philosoph zu gebärden.

Der Gelehrte kann nicht pflanzen, nicht graben, und noch weniger vierzehn Tage unter blauem Himmel schlafen, ohne Schnupfen und Fieber.

Zu viel Fürsten, zu viel Adel, zu viel Gelehrte sind der Ruin des Staates.

Verfeinerte Sitten und gute Gesellschaften haben ihren Ursprung einem Narren zu danken, der mehrere seines gleichen haben wollte. Der gemeine nützliche Bürger klagt über keinen Mangel an Feinheit und guter Gesellschaft.

Die Gelehrsamkeit hat alle menschlichen Lustbarkeiten geschwächt und verhunzet.

An einen jungen Staatsmann.

Ev. — empfangen die mir gütigst mitgetheilten Gedanken über die bessere Organisation unsers Staatskörpers hiebei zurück. Sie sind, meiner Meinung nach unverbesserlich. Ein Glied muß dem andern nicht im Wege stehen, und jedes muß das Seinige mit der mindesten Aufopferung verrichten; die Füße müssen den Körper sicher und fertig tragen, der Körper muß alles, was er zu thun hat, wohl und bequem verrichten, die Circulation muß frei und mächtig seyn, der

Kopf weit umher schauen, und die Operation des Ganzen ein solches Resultat hervorbringen, wie es der Anlage nach möglich ist; — man kann sich nicht richtiger ausdrücken, und es ist sichtbar, daß ein Staatskörper auf diese Art zur größten Vollkommenheit gebracht werden könne. Nur bitte ich, sich in der Kur des unfrigen nicht zu übereilen. Er hat, da er in seiner Jugend nicht gehörig behandelt worden, sehr viele steife, verwachsene, verhärtete und gebrechliche Theile; und wenn Sie diese alle mit heroischen Mitteln in Ordnung bringen wollen, so laufen Ew. — Gefahr, Alles zu zersprengen, und auch dasjenige zu zerstören, was bisher noch halbwege seine Dienste gethan hat.

Ich bitte weiter zu überlegen, daß man von dem Staatskörper, eben wie von jedem menschlichen Körper, nicht bloß gesundes, natürliches Vermögen, sondern auch Kunstfertigkeiten verlangt, und daß sich diese nicht anders erreichen lassen, als wenn man mit dem Kinde anfängt und dasselbe stufenweise zur Vollkommenheit führt. Alle Fertigkeiten, insofern sie das Werk der Kunst sind, lassen sich dem Körper nicht plötzlich beibringen, und man macht aus einem alten steifen Manne eher einen Krüppel als einen Seiltänzer.

Ferner, so gewiß ein wohlgebauter Körper, dessen Glieder das Ihrige mit der möglichsten Fertigkeit und Bequemlichkeit verrichten und sich einander wohl und sicher tragen, ein weit schönerer Anblick ist, als der

Tölpel, dem Hände und Füße im Wege stehen, und der, indem er das Eine aufnimmt, das Andere umstößt, so gewiß ist es, daß viele Lehrmeister dazu gehören, um einen solchen zu bilden, und daß man nicht gleich aus einem wilden Holzapfel-Busch, einen schönen, fruchttragenden Spalier-Baum macht.

Der Staat, welchen Sie jetzt in seinem besten Wachsthum sehen, und, wie es scheint, sich zum Muster genommen haben, ist nicht anders gebildet worden; er ist die Frucht einer vieljährigen unablässigen Arbeit, nicht aber das Werk eines kühnen Reformators. — — —

Aber die Pferde wollen auch leben,

oder

**Betrachtungen über die in Frankreich eingeführte
Intestat-Erbfolge.**

Es hat seine Richtigkeit, ohne einen guten Kutscher ist man in beständiger Gefahr umzuwerfen. Aber wenn die Pferde nicht in gutem Stande sind, so wird auch der beste Kutscher mit ihnen nicht viel ausrichten; und dennoch sorgen die philosophischen Hausväter unsers Jahrhunderts immer nur für den Kutscher, ohne sich um den Haber, welcher den Pferden gebührt, sonderlich zu bekümmern. Meines Theils gestehe ich gern, daß ich immer die Pferde, welche ich mir angeschafft,

zuerst besehen, und den guten Kutscher, als einen Menschen, der sich wohl finden sollte, zuletzt versucht habe. So habe ich in meinem Leben alle praktischen Menschen handeln sehn, und denke in meinem Alter, der Weg, den so viele Menschen eingeschlagen haben, müsse wohl der beste seyn.

Unter den Pferden, womit der Mensch auf diesem Erdballe herumfährt, und worauf einige den Hals brechen, mehrere aber doch zum Ziele gelangen, denke ich mir seine Leidenschaften, und unter dem Kutscher die Vernunft, welche zwar immer den Zügel in der Hand hält, aber den Pferden, wenn sie keinen Haber bekommen, mit der Peitsche keine Kraft geben kann. Ich denke, die Leidenschaften müssen gut gefüttert werden, und der Kutscher, der ihnen den Haber zu genau zumißt, handelt eben so zweckwidrig als der andere, der sie überfüttert, daß sie ihm den Zügel aus der Hand reißen *).

Der Graf Mirabeau, weiland Kutscher auf einem hohen Boden bei der französischen National-Versammlung, schien dieses nicht ganz zu erwägen, da er den Eltern die Macht nehmen wollte, einen letzten Willen zu machen und, wie es mit ihren Gütern nach ihrem Tode gehalten werden sollte, zu verordnen. Er schien nicht zu bedenken, daß die Begierde des Menschen eine

*) Wie nutzte Friederich die Leidenschaften seines Adels?
Anm. von Möser.

Familie zu stiften, dieselbe, wo möglich, zu verewigen und in glänzenden Umständen zu erhalten, den stärksten Einfluß auf seinen Fleiß habe, und daß, wenn er diese Hoffnung aufgeben müsse, nur wenige seyn werden, welche nicht lieber das Ihrige selbst verzehren, als in unzählige Theile zerfallen lassen würden.

Ueber den Tanz als Volksbelustigung.

O mein lieber Junge! lobe und tadle mir doch die Freuden der Menschen nicht; du hast ja noch blutwenig davon genossen, hast noch nie ein Stück Brod im Schweiß deines Angesichts gekostet, und weißt traun noch nicht, wie einem ehrlichen Kerl zu Muthe ist, der ein gutes Weib braucht, und jetzt findet.

Wahre Freuden entstehen bloß aus einer angenehmen Befriedigung unserer Bedürfnisse, und du hast sicher noch sehr wenige Bedürfnisse in der Welt gekannt. Du hast gegessen, wenn die Glocke schlug, getrunken, wenn es der Wohlstand erforderte, und geschlafen, weil ein jeder schlief. Mit deiner Arbeit hast du es eben so gemacht. Du hast Kaffee getrunken, gelesen, geschrieben, gefrühstückt, bist umher gewandelt. Zudem suchst du die Freuden da auf, wo sie Niemand findet, am Hofe und in den sogenannten guten Gesellschaften, wo jedermann ißt und trinkt, spielt und tanzt, liest und arbeitet, — aber Alles zum Zeitver-

treib. Freuden, wie gesagt, sind nur da, wo wahre Bedürfnisse auf eine angenehme Art befriedigt werden, wo Hunger zu stillen und Durst zu löschen ist. Nur da weiß man, was Rasten am siebenten heißt, wo man sechs Tage von einer Dämmerung bis zur andern im Joche gezogen hat.

Und was ist der Hof und die schöne Gesellschaft gegen die Welt und ihre Freuden! dem Landmann und dem Bürger mußt du in seiner Ruhe und in seinen Lustbarkeiten folgen, wenn du Freuden kennen lernen und beurtheilen willst. Wate selbst einen Tag und mehrere Tage in heißem Sande, wenn du die Freuden eines kühlenden Bades genießen willst. In den arabischen Wüsten kannst du lernen, was es sey, am Abend eine Hütte und ein Bett in derselben, ein Böcklein von der Heerde wohlbereitet zu finden. Aber wer in einem wohlbespannten Wagen von einem prächtigen Gasthof zum andern reiset und überall antrifft, was er wünscht, der weiß es nicht, was es ist, nach frischem Wasser lechzen, und eine frische Quelle finden. Er badet sich auch, aber genießt das Bad nicht; er ißt und trinkt auch, aber nicht wie Philemon und Baucis; er fühlt nichts von der Dankbarkeit, womit eine gastfreie Aufnahme den müden Wandersmann da erquicket, wo es sonst keine Herberge giebt. Nur darum sind uns die alten Dichter so schön, weil sie Bedürfnisse gefühlt und gestillet haben, und dann von Empfindungen überfließen. Du kannst nur nachem-

pfänden und nachdichten, so lange du nicht selbst, oder bloß zum Zeitvertreibe Freuden genossen hast. Alle Vergnügungen am Hofe und in den guten Gesellschaften sind wie die Freude des Kaisers, wenn er den Pflug treibt, Spielwerke des Kindes, nicht Freuden des Mannes.

Du sprichst vom Tanzen und untersuchst, ob es ein anständiges und erlaubtes Vergnügen sey; aber der Cirkel, worin dein Richterstuhl steht, ist ein enger Ballraum in der Stadt, worin einige Müßiggänger herumhüpfen, und sich von der Eitelkeit spornen lassen, weil sie kein Bedürfniß sich zu bewegen empfinden. Warum gehst du dafür nicht in die Schneiderschenke, und siehst, wie die Leute, die eine Woche mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tisch gefessen haben, ihre Glieder gerade dehnen? Warum folgst du nicht dem Schuster, der einen Monat lang vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend krumm in einer engen Werkstatt gefessen, und jetzt im Freien athmet? Warum gehst du nicht in die Dorfschenke, und lernst dich mit Männern freuen, die mit dem Stolze einer wohl und mühsam zu Stande gebrachten Arbeit sich der Erholung widmen? Hier würdest du sehen, wie die harmonische Bewegung des Tanzes den steifen Gliedern Geschmeidigkeit giebt, und die Menschenkinder erheitert, die einen Tag und alle Tage aus einem Joch in's andere gespannt werden. In der Arbeit hielten sie ihren Slavengang, und schienen nur Ma-

schinen zu sehn. Aber jetzt fühlen sie ihr Daseyn, und freuen sich dessen.

Ruhe ist der Tod des Menschen, welcher der Arbeit gewohnt ist; eine leere Stunde ist schon unerträglich; sie will gut oder böse ausgefüllt seyn, und er muß spielen und trinken, wenn er nicht tanzen soll. Andre Erholungen kennt er nicht. Er kann kein gutes Buch, wie du, genießen. Die Predigt rührt, bewegt und bessert ihn, wenn sie ihm durch die ganze Action des Predigers sinnlich gemacht wird; aber das todte Buch — er genießt es nicht, er hat auch keine Werkzeuge, um es zu genießen. Der alte Vater schläft auf der Postille ein, und der Junge geht gar nicht daran. Das kannst du aus der Erfahrung lernen, und ich will es dir zu anderer Zeit aus physikalischen Gründen beweisen, daß Leute, die sich durch Lesen vergnügen sollen, auch viel gelesen und sich dazu gewöhnt haben müssen; und das ist der Fall nicht, worin sich der arbeitsame Theil des menschlichen Geschlechts befindet. Willst du Erbauungstunden zur Erholung? Gut; dahin läßt sich der Mensch wenden; aber nur auf kurze Zeit und mit Untermischungen, wodurch diese Kost gehoben wird. Die gute starke Natur der Jugend, welche du die böse nennst, bricht durch, und spielt durch die Larve, welche du ihr auf das Gesicht gezwungen hast. Sie ist dann gefährlicher, als wenn du sie ihre Triebe im Tanze ausdampfen lässest.

Das Tanzen ist dem Menschen eine lustige Ar-

beit, wobei die leere Ruhe wegfällt, und wodurch ihm zugleich ein Feld der Ehre eröffnet wird. Hier schwingt der Bauerbursch sein braunes Mädchen öffentlich, und die Alten gehen ab und zu, und freuen sich ihrer Kinder, anstatt sich traurig an den Heerd zu setzen, und auf den Stühlen zu betrinken. Die junge Frau reißt ihren Mann vom Spieltische, wo er nur sein Geld verliert, und ruft dem Spielmann auf der Tonne zu, den rechten Tanz zu spielen. Ihre Kinder bewegen sich draußen unterm Fenster, um den Schall der Violine nicht umsonst verfliegen zu lassen; Alles freuet sich, weil es hungrig auf Freude ist, und freut sich einmal satt, da es der Lust nur selten genießt, und ihrer bedarf, um sich von der langen, schweren Arbeit zu erholen.

So ist der Tanz des arbeitsamen, eines großen Theils der Menschen; und wo sie diesen nicht lieben, da sitzen die Männer in traurigen Stuben, schwelgen und spielen, und ihre Jugend schleicht in Winkel zusammen, um sich in heimlichen Lastern zu wälzen. Je roher der Mensch ist, desto mehr sucht er den Ausdruck der Bewegung. Seine Sprache dünkt ihm zu schwach, sein Auge, wenn es nicht erhitzt ist, zu blöde; er muß springen, wenn er seine Freude selbst fühlen und andern mittheilen will. Daher lieben auch die Wilden den Tanz so sehr; er ist ihnen wahres Bedürfniß, und die Nation ist die glücklichste, die viel Freuden auf diese Art auszudrücken hat, oder, wo sie gedrückt ist, viel Leid vertanzen kann.

**Etwas zufälliges, bey Gelegenheit der Winter-
Lustbarkeiten.**

An eine Freundinn.

Ihre Anfrage samt ihren eigenen Reflexionen, womit Sie erstere begleiteten, hat mir eine angenehme Stunde verschaffet, und in diesem Augenblicke, da ich ihren schätzbaren Brief beantwortete, theureste Freundinn! fühle ich die Welthätigkeit, und den Werth der Quelle immer mehr, woraus ihre Betrachtungen geflossen sind. Kein säuselnder Westwind wehte über ihr Haupt, als Sie darüber nachdachten, und das Resultat ihres Herzens aufschrieben; Sie tränkten auch in dem Augenblicke ebenso wenig eine absterbende Rose mit dem Thau ihrer Thränen; nein meine Beste, nichts riecht in ihrem Briefe nach der modernen Empfindsamkeit. Sie zeigen mir vielmehr, daß Sie mit Seele und Kraft schrieben, daß Sie die beste Anlage haben, eine Mutter zu werden, die glückliche Kinder erziehen wird. Doch nun zur Sache selbst:

Sie fragen mich, ob ich auch diesen Winter zur Komödie und Maskerade gehen, oder statt dessen ihre Lesegesellschaft besuchen und Ihnen des Herrn Prof. Ehlers Betrachtungen über die Sittlichkeit der Vergnügungen vorlesen wollte? Ich erkläre diese Frage so, daß Sie gegen jene Lustbarkeiten was haben, welches Ihnen die Behwohnung davon bedenklich macht, und da Sie mir den Grund davon eigent-

lich nicht bestimmen, sondern nur allgemeine Betrachtungen über die Glückseligkeit des ruhigen Lebens anstellen, so scheinen Sie mich auf das Buch des Herrn Ehlers selbst zu verweisen.

Ich gestehe Ihnen also aufrichtig, daß ich das Buch mit aller möglichen Rührung des Herzens gelesen, und in dem Augenblicke gewünscht habe, daß es von der Jugend vorzüglich (das schöne Geschlecht besonders mit eingerechnet) fleißig möge gelesen werden. Ich will Ihnen auch frey gestehen, daß ich aus einem gewissen Gesichtspunkte jedes Wort in den Betrachtungen des Hrn. Ehlers unterschreibe, ob er gleichwol gegen Maskeraden, Komödien, Singspiele und mehrere dergleichen Vergnügen, die im gesellschaftlichen Leben nun einmal überall beliebt geworden sind, gewaltige Einwendungen macht. Aber dem ohnerachtet, meine Theureste! gedenke ich jenen Lustbarkeiten beizuwohnen, würde es aber gewiß nicht thun, wenn Eltern anstehen, ihre Kinder hinzuschicken, und sich schämen selber mitzugehen; oder überall betrachtet, wenn derjenige Theil der Menschen, der ein lobenswürdiges, untadelhaftes Leben führt, es nicht mehr für eine edle Handlung und gute Mitwirkung im Ganzen hielte, da, wo Ueberschwemmungen sind, ihren Nebenmenschen gern zu Hülfe zu eilen, oder noch deutlicher — wenn es nicht mehr eine edle Handlung bliebe, und gewissermaßen Pflicht wäre, mit einem Menschen, der (es sey mit Recht oder Unrecht) in einem üblen Rufe

steht, öffentlich über die Straße zu gehen, um ihm, (weil er nun einmal da ist, und er so wenig, als sein Vergehen, wenn er eines begangen, zernichtet werden kann), sein Schicksal zu erleichtern, und so das Böse, was an ihm ist, mit der Zeit vielleicht ganz auszulöschen.

Eben so, meine Theureste! verhält es sich mit unseren Lustbarkeiten. Wenn z. B. unser zwölfe mit gleichen Grundsätzen und Gesinnungen versehen, sich anfangen anzubauen, wenn wir so denn uns zu einem Ganzen bildeten, und durch allerley Erfahrungen so belehret und klug, wie jetzt, uns eine ganz eigene bürgerliche Verfassung für uns und unsere Nachkommen geben wollten; so würden wir freyhlich alles dasjenige, was zu Mißbräuchen Anlaß geben könnte, aus unserem Plane wegzulassen suchen. Aber wir müßten denn doch auch darauf denken, daß unsere Nachkommen sich mit der Zeit vermehren, ihre Gemüthsarten und Leidenschaften verschiedener, und so die Bedürfnisse zu ihrer Erhaltung mannigfaltiger unter Ihnen werden würden. Und was blieb uns da denn übrig? nichts, als unseren Sinnen in ihren Feyerstunden solche Sachen aufzutischen, die nichts schädliches, sondern auch an und vor sich selbst was gutes würden. Diesen Gang von Ideen haben unsere Vorfahren auch keinesweges verfehlet; die Griechen nahmen den verschiedentlichen Reiz der Ehre zur Grundlage, und zum Interesse ihrer Schauspiele; der Zuhörer ward durch die

kräftige Darstellung aller ihrer glücklich ausgedachten und meisterhaft behandelten Folgen mächtig gerührt, und diese wirkte vortrefflich auf den thätigen Geist des Volks. Selbst die nachherigen Schauspiele unter den Christen, worinn Züge aus der Religion, oder biblischen Geschichte bearbeitet wurden, zeigen es deutlich, daß man die edelsten Tugenden dazu ausgewählt hat, um solche unter anziehenden und vergnügenden Gestalten dem Volke beliebt zu machen. Dergleichen große Operationen erfordern nun freylich Mannigfaltigkeit in der Erfindung und Anordnung des Planes, und wenn etwas von Liebe und Seyrathen in jenen Schauspielen unser verschiedenen Alten vorkam, so war doch der eigentliche Endzweck davon nur dieses, daß diese reichhaltigen und zu verschiedenen Wendungen dienenden Charaktere mit auf jene ursprüngliche große Absicht wirkten, und selbige desto gewisser befördern helfen sollten, allein auch hier zeigte sich mit der Zeit die menschliche Schwachheit; die Verfasser der Schauspiele, durch Ruhmbegierde zu sehr geblendet, und durch Neid verdorben, wagten Abweichungen von jenem großen Plane, und so können Sie sich leicht vorstellen, meine theureste Freundin! daß die ursprünglich löbliche Absicht jener Vergnügungen mit der Zeit in ganz abscheuliche Mißbräuche ausgeartet ist; nehmen Sie z. B. viele unserer heutigen Schauspiele, die eine rechte Kuppeljagd von verliebten Narren und Nänninnen sind, und worinn der erste Held des Stücks bis

auf den Spaß machenden Bedienten, und die Heldinn bis auf das schnippische Kammerkätzgen Liebe schnauben. Aber an gesitteten Orten werden dergleichen Stücke doch nie geduldet, und Sie werden mir denn also doch darin beypflichten, daß zufällige Folgen uns nicht berechtigen, der Sache allen Werth abzusprechen; und überdem wissen Sie es ja selbst, daß diejenigen Moralisten, welche die Sache mit einem theologischen Machtspruche abgefertigt, und durchaus für verdammlich erklärt, dadurch den Spöttern nur mehr Anlaß und Stoff zur Satyre gaben, und die Sache eher schlimmer, als besser gemacht haben.

Aber meine Theureste! nun muß ich noch (um ihrer Anfrage ein Genüge zu leisten) eine wichtige Frage berühren, welche heut zu Tage nur gar zu oft mit der ersten verworren wird. Und diese bestehet darinn: wie steht es aus, wenn wir die öffentlichen Vergnügungen vor den Richterstuhl der Politik oder Dekonomie foderen? Hierbey muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich öfters auf ein öffentliches Vergnügen freuen, und doch vor dessen bösen Folgen zurückzittern kann. Allein hier liegt der Fehler wiederum nicht in der Sache selbst, sondern in den böartigen Ausschweifungen des Menschengeschlechtes: denn erstere ist nicht für Müßiggänger, oder solche Art Leute da, welche aus Nebenabsichten hingehen, und entweder nicht geschickt, oder zu verdorben sind, um den wahren Endzweck der Sache zu beherzigen, die uns neuen Muth

zu unseren edlen Berufsgeschäften geben, die uns aufmuntern, die uns bezaubern, aber in der Bezauberung selbst zu edlen Gefühlen und Entschliessungen hinreissen soll. Ich habe es bey Erörterung dieser Frage hauptsächlich nur mit zwey Art Personen zu thun, nemlich mit Oberen, und Elteren. Beyde müssen den Plan ihrer Regierung, die Sie von Gott empfangen, verstehen, aufrichtig beherzigen, und vorsichtig ausführen. Ich zweifele, ob das Vergnügen nicht überhaupt mit zu den Bedürfnissen der menschlichen Natur gerechnet werden muß, und folglich, da der Mensch sich nicht gut ohne Belohnung, die den ganzen Begriff des Vergnügens umfasset, regieren läßt, so muß man ihm letzteres nur so unschädlich als möglich zu machen suchen; und diejenigen Männer, welche diesen Plan bearbeitet, und sich darinn als aufrichtige Beurtheiler und Wegweiser bewiesen haben, sind mir weit verehrungswürdiger, finden im Ganzen mehr Gehör, und haben bis hiehin mehr Vortheil gestiftet, als diejenigen, welche etwas mit Stolz gleich zu verachten, und mit Machtsprüchen abzufertigen gewohnt sind?

Zum Beschlusse muß ich Ihnen noch einen rührenden Auftritt erzählen, dem ich vorigen Herbst beywohnte. Ein Vater, welcher sechs Kinder hatte, die er gleich zärtlich, doch männlich liebte, wollte den Kindern insgesamt an seinem Namenstage etwas schenken. Er versammelte Sie nach Tische im Garten auf einem grünen Brinke unter einem Apfelbaume,

dessen Aeste von der herrlichst gefärbten Frucht schwer niederhiengen, und den kleinen Brink beschatteten. „Sehet hier liebe Kinder (sagte der Vater) diesen ganzen Baum samt der Frucht schenke ich Euch! ihr wisset, es sind eure Lieblingsäpfel: wenn ihr aus der Schule kommet, und fleißig gewesen seyd, dann gehet insgesamt hieher und vergnüget Euch! Ich werde das Gras vorerst nicht abmähen lassen, damit die Äpfel weich fallen, und ihr könnet denn in aller Sittsamkeit euer Spiel damit haben, um die abgefallenen Äpfel aus dem Grase hervorzusuchen. Karl (das war der älteste) soll die Aufsicht darüber haben, damit ihr euch artig aufführet, und nicht zu viel esset. Ich befehle euch aber, daß ihr zur Zeit der Schule euch hier nicht aufhaltet; auch besonders will ich nicht, daß, wenn es Bet- und Bußtag ist, und die Leute in der Kirche sind, ihr auf dem Brinke lieget und Lärm machet, denn eines theils sind wir zu nahe an der Kirche, und andern theils mögten unsrer Nachbarn Kinder sich daran ärgern, ich will vielmehr, daß ihr dann auch fleißig in die Kirche geht, und euch des Spielens und Lärmens hier enthaltet! Diejenigen nun, die dieses nicht in Acht nehmen, sollen ganz davon ausgeschlossen seyn, und die Frommen sollen alles allein haben.“ — Nun gieng der Vater mit mir ins Haus; die Freude der Kinder ging über alles. Ich blieb noch acht Tage da, und was glauben Sie, meine Theureste! was geschah? — Die Kinder trugen kein Bedenken sich aus

Kirche und Schule unter den Aepfelbaum zu schleichen, und in den vier ersten Tagen lag Karl nebst drei andern schon krank zu Bette. Der äußerst darüber besorgte und sich kränkende Vater ließ einen Arzt kommen. Dieser äußerte, daß sich alle sechs Kinder mit Aepfeln den Magen verdorben hätten, er wollte zwar was verordnen, und verspräche auch baldige Genesung, aber er müßte seiner Pflicht gemäß durchaus darauf bestehen, daß den Kindern nicht ferner erlaubt würde Aepfel zu essen. Der zärtliche Vater war äußerst darüber betroffen, und frug mich, ob ich nicht glaubte, daß Aepfel gesund wären? Ich antwortete, ja, wenn sie mäßig gegessen werden. Und (erwiederte der Vater) der Doctor will es doch durchaus nicht. Ich frug ihn darauf, ob er den Kindern denn nun gar keine geben würde? Oh denken Sie doch (antwortete er) die Kinder sind nun einmal daran gewöhnt, ich habe sie immer so gut damit zur Arbeit gekriegt: wenn ich sie ihnen ganz entziehe, so schreyen Sie sich den Hals ab, und wie kann ich immer mit der Ruthe darauf liegen? Zwar, weil der Doctor sie verboten hat, so will ich jedem den Tag über nur zwey geben. Also sehen Sie jetzt (erwiederte ich) daß der Doctor scharf in der Verordnung seyn mußte, denn er wußte wol, daß der zärtliche Vater seine Verordnung überschreiten würde. Der Doctor kam den folgenden Tag wieder, Karl ward schlimmer, und im vierten Tage starb er. Der Vater kam vor Schmerzen fast von Sinnen, er

machte sich Vorwürfe über Vorwürfe, und vergoß über seine Unvorsichtigkeit die bittersten Zähren. Morgen (sagte er) soll der Baum abgehauen werden, daß ich ihn nie wieder anblicken, und der Anblick diese schmerzhafteste Wunde wieder in Zukunft aufreißen kann. Ich reisete gleich darauf weg, und als ich jüngst den Ort wieder passirte, besuchte ich meinen Freund, den ich über den Verlust seines Karls noch ganz untröstbar fand. Allein der Baum stand noch da; ich frug ihn, warum er ihn nicht habe abhauen lassen? O mein Freund, (antwortete er) ich habe der Sache nachgedacht; meine Kinder sind eines theils, da Sie die Ursache von Karls Tod wissen, jetzt vorsichtiger, und fordern selten Aepfel, und höchstens denn, wenn Sie aus der Schule kommen; ich denke auch, da ich in meinen Ermahnungen von dieser traurigen Geschichte öfters Gebrauch mache, daß ich künftig dergleichen nicht wieder zu besorgen habe. Etwas Freude müssen die Kinder doch haben, und es ist besser, daß Sie solche unter meiner Aufsicht genießen, als wenn ich sie mir vom Halse schaffte, und in fremder Nachbaren Häuser schickte. — —

Was glauben Sie, meine werthe Freundinn! war der Doctor in obigem Falle zu tadeln, daß er die Aepfel ganz verbot? — war es nicht eine natürliche Folge des gerechten väterlichen Schmerzes, daß der Baum sollte bis auf den Grund abgehauen werden? — und endlich war die letzte Reflexion des nachden-

kenden Vaters nicht auch vernünftig und edel? ich weiß, Sie müssen zu allem ja sagen! Sehen Sie, so verschieden sind die Umstände, woraus eine Sache oft will betrachtet sehn, um richtig beurtheilet zu werden. Ich für mein Theil tadle so wenig Hrn. Ehlers, als einen Prediger, der öffentlich wider manche öffentliche Vergnügungen eifert. Und ich halte dieses vielmehr gewissermaßen für nothwendig; dem ohnerachtet, meine Theureste! so lange Seelen mit Ihren sittsamen und edlen Eigenschaften dergleichen öffentlichen Lustbarkeiten beiwohnen, werden Sie und Ihres Gleichen vieles dazu beitragen, daß dergleichen Sachen, die doch nun einmal privilegirt sind, in den ehrbarsten Schranken bleiben und keinen Anstoß geben. Ihre Hauptgeschäfte und Ihre Pflichten leiden nicht darunter, und die Art und Weise, wie Sie an solchen Vergnügungen Theil nehmen, ist und bleibt in meinen Augen eine lebenswürdige Tugend. Leben Sie wohl, ich bin von Ihnen, theureste Freundin!

der innigste Verehrer

Möser.

Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren.

Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Aufklärung daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung,

doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren so genannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen *) auszu- drücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wieder- zufinden. So sagten sie zum Exempel zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken, oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herum- spazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Ge- dächtniß-Hülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthür warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise ver- streuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Gesinde einen Denktettel zu geben, und sie vor einer gewöhn- lichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die, zusammen- genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorüber gehen konnte, ohne einen verstohlenen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe; und was derglei-

*) Was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volks- sprache hat: Wahrzeichen.

chen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit einem Worte: sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten.

*

*

*

Wenn man einmal den Fuchs eine Rolle in der Fabel hat spielen lassen, so kann man ihm auch mehrere auftragen; und eben so, wo die heiligen Engel sich ihre Füßchen verwunden können, da kann man sie auch die Posaune blasen lassen. Die Phantasie, oder der Bildungstrieb im Menschen, geht unaufhörlich in ihrem Gange fort, setzt Köpfe zu Füßen, Pausbacken zu Köpfen, und Posaunen zu Pausbacken. Auf diese Art entsteht dann ein ganzes Reich, das Reich des Aberglaubens, wie ein Reich der Fabel, oder eine Götterwelt, die in ihrer Erdichtung eben so consequent handelt, und handeln muß. —

Also sind die Regeln nicht zu verachten.

Sie können, mein lieber Freund, Ihr regelloses Werk bei mir nicht damit entschuldigen, daß die Regeln nur Leitbänder für Kinder seyen, die der Mann nicht gebrauche, und daß nichts so sehr dem Fortgange aller Künste schade, als die ängstliche Regelmäßigkeit,

womit die mehren unter uns arbeiten. Dergleichen Trugschlüsse verführen den Kenner nicht. Jede Regel muß das Resultat einer richtigen und glücklichen Erfahrung seyn; und wenn Sie mir dieses einräumen müssen, so frage ich Sie jetzt: wo Sie die Erfahrungen angestellt haben, nach welchen Sie sich bei Ihren Arbeiten gerichtet?

Ihr Werk mißfällt mir; folglich haben Sie meine Erfahrung wider sich; und diese damit abzuweisen, daß Sie sich durch keine Regeln fesseln lassen, ist, im Vertrauen gesagt, ein bißchen unfreundlich. Niemand verwehrt es dem Genie, alle vor ihm gewesene Regeln zu überschreiten, und man kann mit Recht sagen, das Genie sey daran gar nicht gebunden, und es gebe gar keinen Gesetzgeber für das Genie. Aber indem der Adler solchergestalt seinen eigenen kühnen Flug nimmt, so muß er sich doch in einer Bahn halten, wo ihn die Sonne nicht verbrennt; dann nennt man es eine richtige und glückliche Erfahrung, wenn ihm hierin auch kein Adler vorgeschlagen ist, oder nachfliegen kann; und diese Erfahrung ist seine Regel.

Sie sehen also, liebster Freund, daß auch der höchste Flug sein Maß und seine Regel hat, und daß einer sich nicht leicht davon entfernen kann, ohne einen Fehler zu begehen. Wenn Sie mich aber fragen, was ein Schriftsteller für Erfahrungen machen könne, um zu wissen, ob sein Werk gut oder schlecht gerathen sey, so ist dies eine andere Frage. Einmal kann er

so hoch fliegen, daß ihm kein sterbliches Auge folgen kann; und dann kann er machen was er will. Niemand sieht ihn und Niemand beurtheilt ihn; er ist Schöpfer seiner eigenen Welt, worin er sich einsam so lange selbst bewundern kann, als es ihm gefällt. Hiernächst kann er auch einen Flug nehmen, worin er bloß den gewaffneten Augen sichtbar bleibt; und wenn er dieses thut, so ist der große Beifall, den er von diesen erhält, für ihn eine glückliche Erfahrung. Will er aber von allen Augen gesehen, beurtheilt und bewundert werden, so schadet ihm der Tadel der gewaffneten Augen so sehr nicht, wenn er nur, wie ich hier ohne weitere Einschränkung unverfänglich zugeben will, dem größten Theile gefällt. Hat er aber so wenig das Eine als das Andere für sich, so ist sein Flug eine Verwegenheit, die sich damit, daß das Genie keinen Gesetzgeber erkenne, keinesweges entschuldigen läßt.

Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe.

Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe wird zwar Vielen seltsam scheinen, und vielleicht wird man gar befürchten, ich dächte das Wahre mit dem Großen, das Nackte mit dem Schönen und das Schlechte mit dem Aufgestuften zu vermischen; oder wohl gar die Begebenheiten in einen Roman und die Apostelgeschichte in eine Messiade zu verwandeln. Die Be-

sorgniß ist auch nicht ohne allen Grund; zumal wenn man das Costume der jetzigen Zeiten, und besonders der Franzosen bedenkt, welche in der Geschichte gern schildern, ihre Schilderungen gern übertreiben und oft das Ideal verfolgen, wenn das Wahre nicht genug entzücken oder fixeln will. Und wer in der Versuchung gewesen, der wird leicht erkennen, wie geschwind man eine Geschichte von der Seite faßt, nach welcher sie mit unserm Plan, mit einer schmeichelnden Entdeckung, oder mit unserm Vorurtheil paßt. Nichts ist leichter und bequemer, als eine Ursache unterzuschieben, daraus den Vorfällen eine Erklärung zu geben, und damit, nach Art eines Voltaire, das Angenehme und Unterhaltende auf Kosten der Wahrheit zu befördern. Und dieses würde gewiß der Geist der Epopöe mit sich bringen, wenn eine Geschichte in dieser Art, und von Männern geschrieben würde, welche nothwendig viel Feuer, und mit diesem auch einen Hang zum Ausschweifenden, zum Malerischen und zu Erfindungen besitzen müßten.

Demungeachtet aber wünsche ich doch, daß diese Art erwählet, und ein Geschichtschreiber vorhanden seyn möchte, welcher alle Vortheile eines Genies ohne die fast nothwendig damit verknüpften Fehler besitzen müßte. In einzelnen Stücken der Geschichte, in Lebensläufen besonderer Helden, in Beschreibungen großer Revolutionen, in Erzählungen gewisser Kriege, welche nur Einen Endzweck gehabt haben, mangeln auch dergleichen Genies

nicht. Und die Wahrheit zu bekennen, so scheinen auch dergleichen einzelne große Handlungen, welche ihre gewisse Dauer, ihre bestimmten Charaktere, ihre völlige Größe, und den Vortheil haben, daß sich alle darin vorkommende Zwischenfälle zu Einer Hauptabsicht vereinigen und durch eine einzige Triebfeder gewecket werden, sich einzig und allein den Epopöen anzubieten; wo hingegen die lange schleppende Reihe mehrerer neben einander herlaufender Begebenheiten, welche gar keine Verbindungen mit einander haben, in keinen gemeinschaftlichen Knoten zusammenlaufen, und nicht als Episoden mit untergeordnet werden können, sich gleichsam wider die Hand des Dichters zu sträuben scheinen. Dieses ist überhaupt wahr. Nur dürften sich noch viele Geschichten finden, welche zur ersten Art bequem gemacht werden können, bisher aber nicht also abgehandelt worden.

Viele Geschichtschreiber bedienen sich der Abtheilung in gewisse Perioden, ohne den Vortheil zu kennen, welchen ein geschicktes Genie daraus ziehen kann. Eine Periode sollte nicht das Leben einer gewissen königlichen Familie, sondern eine ganze Reichsveränderung enthalten. Das Leben eines Königs ist gewissermaßen das Leben eines Privatmannes, und der Geschichtschreiber sollte sich dieser Abmessungen nicht weiter bedienen, als um dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Es sollte der Tod eines Königs, oder der Ausgang einer herrschenden Familie keinen Absatz in

einer Reichsgeschichte machen. Mit dem Ausgang der Könige zu Rom schließt sich eine Periode; mit dem Tode Alexanders des Großen wird eine Monarchie zertrümmert; der Ausgang des Carolingischen Stammes zieht eine ganze Staatsveränderung nach sich. Dieses sind und sollen Perioden seyn. Und wenn man so den Begriff davon festsetzt, so wird es meines Ermessens möglich seyn, der Geschichte den Schwung der Epopöe zu geben. Im Anfang einer Periode arbeiten gemeinlich Freiheit und Unterdrückung gegen einander. Sie bringen ein Hauptwerk, entweder eine Monarchie, oder eine Demokratie, oder eine Republik hervor. Dieses steigt zu einer gewissen Vollkommenheit, schwächt sich, sinkt und fällt am Ende der Periode wieder. Dies wird man fast in allen Ländern bemerken. Und wo dieses ist, da lassen sich alle Bemühungen der sich sträubenden Freiheit, alle Unternehmungen und Gesetze der drückenden Macht, alle Fehler von beiden Seiten, der mit der Freiheit blühende Handel, der mit der Monarchie steigende Glanz der Wissenschaften, die wirkende Ehre, die kriechende Furcht, und sehr viele andere Dinge in eine Epopöe zusammenslechten, und fast alle untere Begebenheiten als Episoden und Zierathen gebrauchen.

In Frankreich haben die Monarchen, in England die Edlen und Freien, in Deutschland die Kronbedienten gesetzt. Die Vollkommenheit einer jeden von diesen freien Verfassungen ist das Handwerk, welches durch

mehr als tausendjährige Arbeiten gewürket worden. Hier hat der Geschichtschreiber also ein Ganzes, und kann bei dem Schluß eines jeden mit dem Dichter sagen:

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Allein auch in diesem Ganzen liegen Perioden, welche, für sich allein genommen, die gehörige Größe, die Höhe der Absicht und allen Vortheil der Epopöe darbieten. Ehe Carl der Große die Sachsen überwand, zeigt sich die schönste Periode des freien Adels. Dessen Einrichtung, die Deconomie ihrer Kräfte zur gemeinsamen Erhaltung ihrer Staatsverfassung im Kriege und im Frieden, ihre Religion, welche der Freiheit und der Tapferkeit günstig seyn mußte, ihre dahin abzielenden Gesetze, ihre Gebräuche, ihre Kriege mit den Franken, kurz alles, was man nur von ihnen weiß, arbeitet zu dem gemeinschaftlichen Endzweck der Freiheit. Und die Fehler in ihrer Verfassung gegen eine bessere vereinte Macht, ihre innerlichen Uneinigkeiten und die für solche Fälle unzulänglichen Gesetze bereiten ihren langsamen Untergang, und schließen diese glückliche Periode. — — —

Ueber die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache wird von Einigen für sehr reich gehalten; mir aber kommt sie noch immer zu arm vor, nicht so wohl deswegen, weil sie in das We-

fen einer Sache gar nicht eindringen kann; denn diesen Mangel haben auch unsre Begriffe, und zu etwas mehrern als unsre Begriffe auszudrücken ist keine Sprache gemacht; auch nicht um deswillen, weil sie eine Menge von Größen und Eigenschaften, besonders aber die feinen Unterschiede derselben nicht namentlich angeben kann; denn auch hier ist die Empfindung immer reicher als der Ausdruck; man dürfte nicht einmal wünschen einen solchen Reichthum zu haben, womit man diesem Unterschied in's Unendliche nachfolgen könnte — sondern weil sie wirklich an solchen Ausdrücken Mangel hat, welche das tägliche Leben, den täglichen Umgang betreffen und zu unserm nächsten Bedürfniß gehören; oder, um mich deutlicher auszudrücken, weil wir mit Hülfe derselben kein tägliches Leben, was in jedem Provinzial=Dialect vollkommen geschildert werden kann, vorstellen können.

Dieser Mangel rührt unstreitig daher, daß die deutsche Sprache in keiner deutschen Provinz gesprochen wird, sondern eine todte Büchersprache ist, worüber sich die Schreibenden vereinigt oder verglichen haben *). In eine solche Sprache ist auch natürlicher Weise nichts aufgenommen, was außer der Sphäre der Schreibenden gewesen, und solchem nach sind die Bedürfnisse des täglichen Lebens fast überall besser mit

*) Möser schrieb dieses wahrscheinlich in den sechziger Jahren.

Provinzial= Worten und Bildern als in der Bücher= sprache auszudrücken.

Verschiedene große Genies, welche diesen Mangel gefühlt, haben zwar seit einiger Zeit gesucht demselben abzuhelpfen; aber kaum wagt ein Lessing das Wort Schnick schnack, oder beschreibt uns stiere, starre Augen, so empören sich diejenigen, welche die Buch= sprache allein gebraucht wissen wollen, gegen derglei= chen Bemühungen, und maßen sich das Recht an, was die französische Academie mit so vielem Nachtheil über ihre Sprache ausgeübt hat.

Der Engländer allein nimmt alles an, was er gebraucht und nützlich findet; und dieses thut mit ihm jeder Provinzial= Dialect. Man sehe Menschen im täglichen Leben, und ihrer ganzen Freiheit, wie sie in ihren Ausdrücken einen Gegenstand schildern und durch die Nachäffung vorbilden wollen; ihr Auge, ihr Ge= sicht, ihre Gebärde und ihre Sprache wird muthwillig, nachäffend, launicht und mahlerisch; sie machen Worte, nehmen eine ganz eigne Wendung ihrer Rede, ver= kürzen, verbessern und verderben manches Wort, und erschaffen sich eine Sprache, die ihren Gegenstand ganz natürlich darstellt, ohne sich im geringsten nach den Regeln der Buchsprache zu richten. Dieses leidet jeder Provinzial= Dialect, und die englische Sprache ist ein Provinzial= Dialect, der sich zur Buchsprache für die ganze Nation erhoben hat, anstatt daß alle übrigen gelehrten Sprachen in Europa nichts wie ein

Buch=Herkommen zum Grunde haben, oder doch durch tyrannische Kritiker von ihrer natürlichen Macht auf eine künstliche herabgesetzt sind.

V o r r e d e

zu der zweiten Ausgabe des Harlequin.

Da ich vor einiger Zeit in Gefahr gewesen aus dieser besten Welt cum infamia relegirt zu werden, so sollte ich mich billig nicht wieder öffentlich sehen lassen, und mich in meinen philosophischen Pelzmantel, worin es sich ganz warm sitzt, wenn nur ein wenig innerliche Wärme dazu kommt, bis an die Nase verhüllen. Indessen habe ich doch nach reiflicher Erwägung, wie viel seit Erschaffung der Welt mit einem distingue ausgerichtet worden, mich unmöglich enthalten können, bei dem Grabe der Mrs. Pritchard noch einmal auf meine Behe zu treten, und mit einem traurigen Blicke auf dieses erhabene und von Fremden verachtete Denkmal, meine Feinde in Deutschland zu bitten, mir ihren letzten Segen nicht zu versagen. Ich will ihnen dagegen mit reuigem Muthе bekennen, daß ich niemals wiederum in einer Landstadt auf der Bühne erscheinen, sondern nur solche Orte zu meinem Aufenthalt wählen werde, wo das leidige Verderben der Menschen meine freundliche Hülfe mehr als jemals fordert. Es hat mir lange geschienen, daß der Krieg, welchen Rousseau den Wissenschaften angekündigt, eben

derselbe sey, welcher seit langen Jahren von einem großen Theil ehrlicher Männer gegen den Luxus geführt worden, und daß alle Wissenschaften, sie mögen nun theologisch, juristisch, medicinisch oder philosophisch seyn, ein Luxus der Seele seyen, welcher für den Bürger und Landmann in kleinen Städten das größte Verderben erzeugen könnte. So wie nun aber daraus nicht folgt, daß die Lichter der Erde um deswillen ausgeputzt werden müssen, so hoffe ich auch, man werde mich mit allen großen Gelehrten, denen der Luxus der Seele nicht zum Vorwurf gereicht, dort dulden, wo die unendlich vermehrten Krankheiten allerhand Arten von Curen, die zur Freude des menschlichen Geschlechts gewiß nicht erfunden, aber dem armen Sünder doch sehr nöthig sind, erfordern; und auf dieses *distingue* wird man man mir hoffentlich meinen Geleitsbrief in Gedanken bewilligen.

Ich hatte mir sonst noch vorgesetzt, etwas von der Comödie mit stehenden Characteren zu schreiben und zu zeigen, daß der Capitano, der Doctor, der Harlequin, der Scapin, der Alte, dasjenige auf der Bühne leisten, was der Löwe, der Fuchs in der Fabel, oder Jupiter, Venus und Minerva in der Heldengeschichte leisten, nemlich, daß sie sogleich den ganzen Character des Handelnden auf dem kürzesten Wege zur Intuition bringen und ein überaus bequemes Mittel darbieten, um die Erzählung wie die Handlung abzukürzen. Ich wollte hieraus den Schluß

ziehen, daß, so wenig wir jene allgemeinen und symbolischen Conventional-Begriffe ohne Nachtheil der Künste entbehren können — —

Die Deutschen haben die wenigsten stehenden Charactere und, aus Mangel einer Hauptstadt, wenige symbolische Worte, kein la Greve, kein Drury-lane, kein Tyburn, keine genugsam bekannte Helden.

Harlequins Stoßgebet. Allmächtiger und allweiser Schöpfer! erbarme dich deines närrischen Geschöpfs, das du so wunderbarlich gemacht und mit einer Kraft begabt hast aus freiem Willen zu lachen, wenn die Feinde ihr Vergnügen bloß mit der Nase suchen und finden können; zu lachen, während der Zeit Andere vor Vergnügen weinen, oder wohl gar trockne Gesichter machen. Du hast mir die Vernunft zu einer nothdürftigen Handlaterne gegeben, nicht um die Sonne und den Mond damit aufzusuchen, sondern meinen Weg auf dieser dunkeln Erde zu finden. —

Ueber Vereine zu sittlichen und bürgerlichen Zwecken.

Seitdem die Gesetze sich so sehr vermehrt und viele Dinge als Pflichten erzwungen haben, welche vorhin von eines jeden freiem Willen abhängen, hört man

immer weniger von Bruderschaften oder Gesellschaften, welche sich zu Ausübung gewisser Pflichten mittelst eines Gelübdes verbanden. Ja es scheint, daß, wenn sich jetzt dergleichen zusammenthun würden, die Meisten darüber lachen und Viele darüber eifern würden. Das menschliche Herz hat in den Augen junger Sittenlehrer so vieles von seinen Krausen und Falten verloren, der ältere dünkt sich so stark mit seinem System, und mancher despotische Gesetzgeber rechnet so viel auf Zuchthaus und Karrenstrafe, daß es Keiner mehr der Mühe werth hält, die geheimen Triebfedern der Menschen zum allgemeinen Besten zu spannen, ihre besten Leidenschaften zu nützen und sie auf mehr als eine Art zu führen. Höchstens sucht man noch ihre Ehrbegierde zu reizen und den Geiz durch Belohnungen aufzuwecken.

Indessen bleibt es doch, wenn wir der Erfahrung nachgehen, eine unläugbare Wahrheit, daß der Mensch leicht hartmülig werde und die täglich gewohnten Stangen oft vor die Brust setze; oder daß die allgemeinen Lehren und Gesetze mit der Zeit ihre Kraft verlieren, und in vielen besondern Fällen dasjenige nicht mehr wirken, was sie anfänglich in ihrer Neuheit gewirkt haben. Es bleibt eine sichere Wahrheit, daß der Mensch sich an eine selbsterwählte Pflicht lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an alles, was ihm durch die Gesetze befohlen wird; es sey nun, daß die Eigenliebe hierunter ihr Spiel habe,

oder der Mensch ein so sonderbares Thier sey, welches seinen freien Hals nie völlig unter ein aufgelegtes Joch beugen will. Den Beweis davon geben alle Secten in ihrer Neuheit.

Die Alten, welche der Erfahrung mehr als einer schönen Theorie folgten, rechneten hingegen weit mehr auf jene freiwilligen Gelübde, und begünstigten die Bruderschaften, welche sich der Ausübung gewisser Pflichten weiheten; und nirgends finden sich noch jetzt mehrere Gesellschaften dieser Art als in London, wo die Gesetze für alle Bedürfnisse nicht zureichen und der vereinigte Entschluß vieler Patrioten nöthig ist, um die eine oder andre wohlthätige Tugend in bessere Uebung zu bringen.

Oft habe ich daher gewünscht, daß dergleichen Gesellschaften nicht ganz aus der Mode kommen möchten. —

Gelegentliche Bemerkungen.

Man kannte in Aegypten den Begriff nicht, quod territorium faciat subditum, sondern nur die Hörigkeit inter dominum et servum. Joseph wollte also keine Unterthanen in Leibeigne, sondern einzelne wilde Wohner, oder Nomaden auf ägyptischem Boden in Unterthanen verwandeln, oder zu einer gesellschaftlichen Vertheidigung vereinigen.

Die Abgötterei war ehemals gemeiner, weil man

den Territorial-Begriff nicht hatte und die Unterthanen durch Hörigkeit an gewisse Götter binden wollte. Der damalige Religionszwang ging auf das Unterthanen = Bekenntniß. Nebucadnezars goldnes Bild war Huldigung.

Der jährliche Gang des jüdischen Volks nach Jerusalem sollte ihre Freiheit wahren. Wären sie jedes Orts in die Capelle ihres Patrons gegangen, so wären sie vielleicht dessen Slaven geworden.

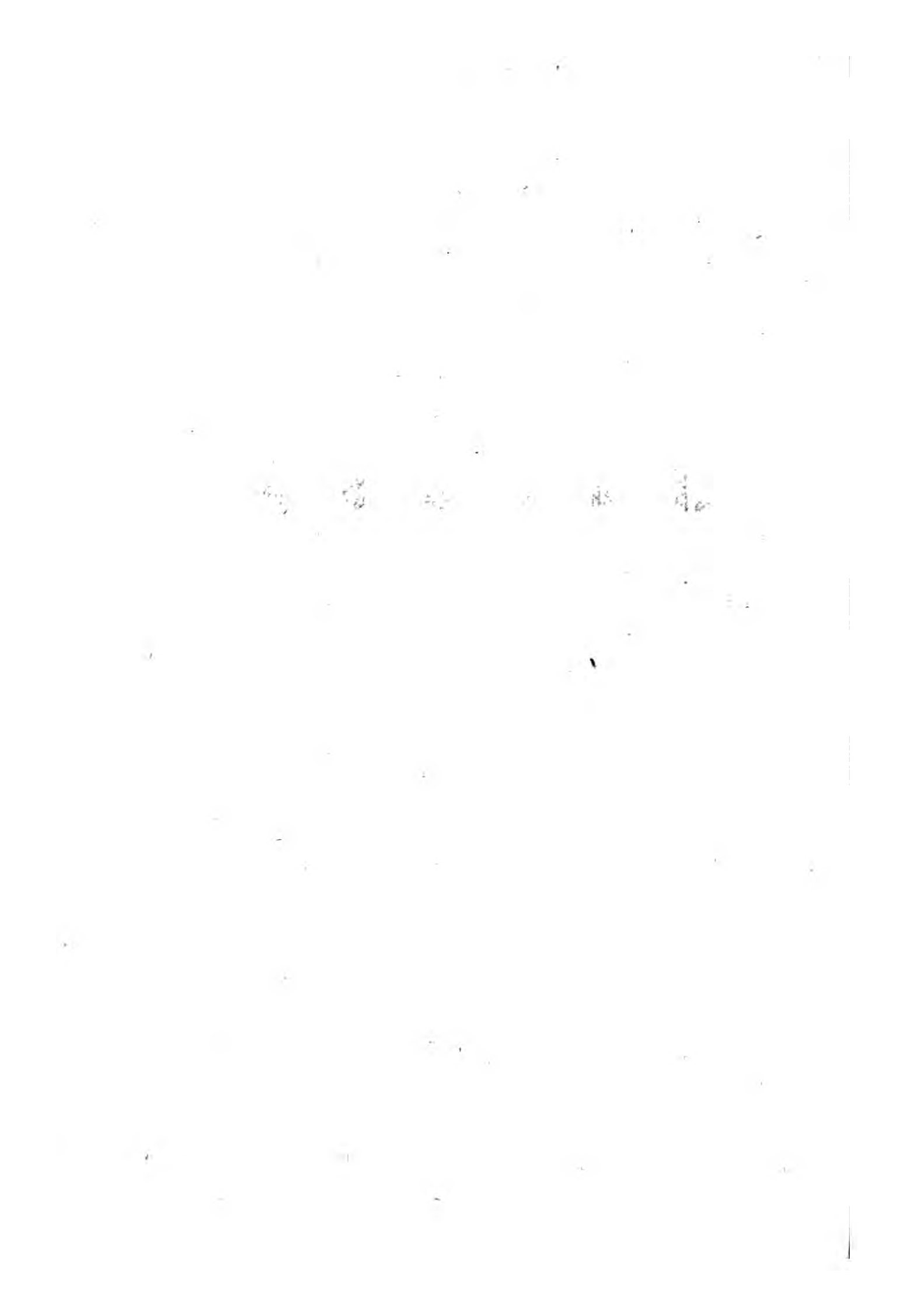
Die Götter der von den Römern überwundenen Völker erhielten ihr Bürgerrecht in Rom.

Man kann die Periode Karls des Großen die güldne nennen; und wer die Capitularien dieses Mannes ohne Rührung lesen kann, wer seine Sorgfalt für den gemeinen Landeigenthümer, ohne von einer bewundernden und erkenntlichen Andacht auf seine Kniee gerissen zu werden, betrachten kann, der muß das Herz eines Finanz-Pächters besitzen.

Geist der Zeit. Das Leben aller Heiligen zeigt, daß sie durch anschauliche, sinnliche Reizungen in Versuchung geführt worden. Jetzt hingegen sucht man erst das Herz zu interessiren, und überhaupt sind alle Versuchungen jetzt auf scheinbare Tugenden gebaut. Mitleid, Wohlthätigkeit, Freundschaft, alle führen jetzt zu Liebe; und man fällt ihr so natürlich in die Arme. Wer jetzt einen Heiligen verführen wollte, müßte ihm in der Gestalt eines verirrtten Schaafes begegnen.

Z u g a b e.







Lettre à Mr. de Voltaire

contenant

un **E s s a i** sur le **C a r a c t è r e**
du

Dr. Martin Luther

et sa **R e f o r m a t i o n**.

Monsieur!

Je sçai, Mr., que Vous êtes assez équitable, pour ne pas haïr un hérétique, qui en se damnant de la plus bonne foi du monde, en est assurément assez puni pour son erreur. Mais cette complaisance, quelque conforme qu'elle soit aux sentimens d'un sage, ne s'étend pas, ce me semble, jusqu'au D. Luther, et c'est peut-être par une suite de sentimens contraires, que ce grand homme n'a jamais pu obtenir la part meritée de Votre Estime.

Dans les lettres sur les Anglois*) où le caractère de cette Nation semble être devenu le Votre

*) V. la Septième lettre.

pour la peindre d'après nature, il est dit: „n'est-ce pas une chose plaisante, que Luther, Calvin, Zwingle, tous écrivains, qu'on ne peut lire, aient fondé des sectes, qui partagent l'Europe, que l'ignorant Mahomet ait donné une religion à l'Asie et à l'Afrique? Voilà ce que c'est que de venir au Monde à-propos; si le Cardinal de Retz reparoissoit aujourd'hui, il n'ameuteroit pas dix femmes dans Paris.“ Les mêmes sentimens, un peu variés seulement ont été prêtés au Sage et au peuple *) hors-mi que ce sont là les Thomistes et Scotistes auxquels Vous avez assigné un même rang avec Luther et Calvin.

Je ne comprends pas, Mr., quelle comparaison qu'on puisse faire de ces héros pacifiques à l'ignorant Mahomet, dont l'affreuse politique établit son fanatisme par le feu et le sang, pendant que les autres prêchèrent paisiblement l'évangile. Je ne puis deviner non plus ce que Luther et les Thomistes ont de commun. Car quelque Vénération que je porte à l'angélique Thomas, et à ses disciples chérubiques; quelques fines que soient ses distinctions, limitations et restrictions sur la perte du Pucelage **), il est néanmoins vrai, que les doctes baga-

*) V. le discours sur la Voix du Sage et du peuple.

**) V. D. Thomae Secundam secundae qu. 152. art. 12. 34. et le Cardinal son commentateur.

telles de cet Etre spéculatif et les savantes Chicanes sur des matières frivoles de ses adhérens différent de l'érudition solide de Luther, comme l'art de labourer la terre d'un Système de Tourbillons. Aussi le Cardinal de Retz, qui fit les meilleurs plans du monde, qui entama les intrigues avec toute la finesse possible, a toujours manqué dans l'exécution et ne peut aller de pair avec le D. Martin, dont les entreprises marquèrent d'un Genie, capable à saisir tous les avantages sans en perdre un seul.

Ces considérations m'auroient persuadé, que Vous n'aviez peut-être jamais été assez désœuvré, Mr., pour lire les écrits de Luther, qui font, je ne sçai combien des in-folio, imprimés d'un gout, que Vous nommerez Gothique, et reliés ordinairement d'une façon pour pouvoir servir de Cuirassiers dans la guerre des livres, si en écoutant la Voix du Sage et du peuple, je n'étois revenu de mon erreur, voiant que les principes, que Vous y avez fait paroître dans un nouveau jour, sont précisément ceux, que la Reformation a fait valoir, et qui ont fait valoir la Reformation à leur tour dans les états un peu attentifs à leurs intérêts.

S'il est vrai, que rien ne fasse mieux éloge du Roi bien-aimé, que l'ordonnance de S. M. de ne point faire des Voeux avant l'age de vingt cinq ans; s'il étoit à souhaiter de même, que ce

grand Roi, pour faire bénir sa mémoire par un peuple inombrable, voudroit bien procurer à quelques mille braves sujets la facilité de se marier, et de subsister avec leurs familles du superflu de ces pieux fainéans, qui, en montrant à d'autres les richesses du Ciel, sont assez bien avisés pour leurs dérober celles de la terre, Vous ne saurez refuser Votre estime et le titre de bien-aimé à notre Reformateur, qui a combattu en héros pour la cause commune du genre humain, de sorte que sa Mémoire aujourd'hui doit être bénie de plus de dix Millions d'êtres raisonnables qui doivent à sa Reformation le droit d'être au monde. Il est sûr que nous sommes redevables à son zèle de l'anéantissement de 4000 Cloîtres et d'autres Etablissements religieux également funestes à la société humaine, qui depeuploient l'Allemagne, l'Angleterre, le Danemarck, la Norvegue, la Suède, la Prusse, la Suisse et la Hollande plus que tous les fléaux du Ciel. Supposé donc, que de chaque maison religieuse trente personnes ou quinze couples se soient mariés; car il y en avoit où le nombre des religieux avec leur pendance excédoit les 200: supposé après que chaque Couple et leurs enfans se soient multipliés à raison de deux: on trouvera au bout de neuf générations que leur produit sera de 15 Millions de personnes. Pour que ce Calcul soit d'autant plus juste, je n'ai pas mis en ligne de Compte ceux,

que dans les générations suivantes la Reformation a empêché de se vouer à leur ruine, lesquels selon la même proportion, en mettant pour huit générations, huit fois 4000 quinzaines, ont donné une postérité de plus de 12 Millions: supposé enfin que le monde éclairé par Luther ait reconnu la sottise des fondateurs, dont la cruelle piété contribuoit avec une sainte fureur à l'extinction totale de leur espèce, et que par là mille nouveaux établissemens dénaturés sont étouffés dans leur naissance: il s'ensuivra que le nombre des personnes, qui doivent leur existence à ses soins paternels va à l'infini; et ce grand homme mériteroit une statue: ob conservatum Genus humanum.

Ce sujet amène une remarque, que je ne me souviens pas avoir encore été faite par un autre, c'est que l'époque des Cloîtres dans les pais septentrionaux est aussi l'époque, qui a fait cesser les migrations des peuples, et par conséquent la vie monastique a servi d'un terrible fond d'amortissement du genre humain. Par une suite de cette même remarque, je crois pouvoir affirmer, que le Commerce des Indes, et les Etablissemens dans les vastes pais, qui après la Reformation ont quasi succédé à ces migrations ne seroient jamais parvenu à ce degré de perfection, si l'abolissement des Cloîtres n'avoit pas fait naître ces Millions de Mate-

lots et de Colonistes, que le Commerce des Indes coute journellement aux Nations d'Europe.

Luther ne se contenta pas d'imiter ces guides de bois, qui montrent le chemin à tous les passans sans en suivre aucun: il se maria lui-même pour encourager les autres par son exemple *), publiant en même tems une apologie **), pour ces malheureuses victimes qui aiant été sacrifiées à l'intérêt d'un aîné, ou aux dévotes caprices d'une mère, reclamoient les Droits de la nature. Il pressentit tout ce qu'on iroit lui reprocher sur une démarche aussi hardie, et le détailla même à Spalatin ***), mais comme il n'étoit pas homme à faire la chose à demi, il trancha de toutes ces difficultés, sans attendre l'avis de quelques amis trop discrets et trop timides. Son mariage a diverti plus de monde, que the *Mariage of the Pope* n'a jamais fait. †) Il a même servi d'une source intarissable de Calomnies, ses Ennemis connoissant si peu l'art de

*) Si Elector (Albertus Moguntinus Cardinalis) forte dicet, cur ego non ducam uxorem, qui omnes ad nubendum incito, respondebis: me semper adhuc dubitasse, an idoneus ad id sim. Attamen si meo matrimonio Elector confirmari potest, propediem paratus sum ad exemplum ei praebendum. In Ep. ad Ruelium. T. III. Altenburg p. 140.

***) Elle a pour titre: Unterricht daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen. v. Tom. VI. Witt. p. 245.

***) V. T. II. E. p. 294.

†) Comédie angloise passablement bien méchante.

médire, au Sentiment de Mr. Baile *), que leurs inventions, faute de vraisemblance, firent d'abord place à la Vérité. Ce qui peut divertir le plus dans la Chronique de ce tems, c'est que les François, comme des Maimbourg, des Remond de Florimond, des Varillas et d'autres écrivains, qui ont copié ces Copistes, ont eu la folie de décrier son mariage, comme une marque de son humeur débauchée, eux, qui savoient bien, que c'est plutôt dans le Célibat qu'on goute à longs traits les douceurs d'une franche débauche. Les soins généreux que Luther prenoit à faire subsister honorablement les religieuses, qui vinrent implorer son Secours **), étoient d'autant plus extraordinaires, qu'ils durent

*) Dictionnaire à l'art. de Luther.

***) Dans une lettre à Spalatin il s'exprime de la manière suivante: *Ad me venerunt novem istae apostatae moniales, vulgus miserabile, sed per honestos cives Torgavienses advectae. — Miseret me illarum valde, maxime autem et aliarum, qui pereunt maledicta et incesta illa castitate. Sexus iste per se longe infirmissimus est, et ad virum natura immo divinitus conjunctus, tanta crudelitate separatus perditur. O Tyrannos et crudeles parentes in Germania! — Quid cum illis agam? Primum cognatis significabo, ut eas suscipiant, qui si nolint curabo eas alibi suscipi. Nam est mihi promissio facta ab aliquibus; aliquas etiam matrimonio jungo, ubi potero. Te autem oro, ut et tu opus Charitatis facias, et pro me mendices apud aulicos tuos divites aliquid pecuniae, qua eas ad octiduum, vel quindenam aliquam alam, donec eas commode suis cognatis, aut meis promissoribus tradam. v. T. II. Ep. p. 130.*

l'exposer à la critique maligne de ses Ennemis. Aussi faut-il avoir toute la bonne conscience qu'il avoit, pour ne pas sauver les apparences avec un peu plus de circonspection.

Il est aisé de voir par là, que Luther n'étoit pas homme à disputer avec les Cordeliers sur la forme de leurs Capuchons: et s'il a du soutenir, que les poulets sacrés devoient manger et boire ensemble pour pouvoir prendre les augures *): c'est que persuadé, que les mistères les plus sacrés d'une religion, qui fait préférablement à toute autre le bonheur de l'état, ne doivent pas être aggrégés aux fariboles des Thomistes, Scotistes, Occamistes, et autres pédans en istes, il fit son mieux pour faire revivre la saine et bonne doctrine des Eglises primitives, dépurer la Morale et l'employer au bonheur général du Monde. Ceux même qui n'ont pas adopté précisément ses formules, reconnoissent de plus en plus l'excellence de son système, et ce tissu spirituel, qu'on nomme Hierarchy, ne recevroit pas des coups si furieux des François et des Catholiques Romains, s'il ne leur avoit préparé le terrain. C'est déjà dans l'Es-

*) V. la huitième lettre sur les Anglois: „Marius et Sylla, Pompée et César, ne se battoient point pour décider, si les poulets sacrés devoient manger et boire, ou bien manger seulement, pour qu'on prit les augures.“ L'application à nos sacrés mistères se fait d'elle même.

pagne, qu'on ose penser à un tribunal ecclésiastique, qui jugera en dernier ressort les affaires litigieuses, dont un vrai reste de la barbarie Vandale fait acheter au prix de Millions la décision à Rome. Feu Mr. le Comte de Plettenberg avoit conçu le même dessein pour l'empire, goûté par Charles VI. Mais pour son malheur, et celui de l'Allemagne, il mourut précisément en allant comme ambassadeur à Rome. Sans doute, que le ciel l'a puni de ses pensées sacrilèges, disoit un Avocat de Rome.

Dans un petit traité, que Luther publia au Commencement de sa Reformation, sur la dignité, et les devoirs du Gouvernement *), il commençoit par en établir l'unité et à l'honneur de sa doctrine il n'y a pas Etat protestant, où l'unité physique et morale ne soit le dernier ressort. Ses ennemis lui ont souvent reproché, qu'il se méloit mal-à-propos de reformes politiques, et que c'étoit pour attirer les princes dans son parti, qu'il prétendoit ranger le Clergé au devoir de Sujets. Mais falloit-il donc n'enseigner qu'une Théologie sophistique pour éviter ces reproches? et un Roi devoit-il se faire moins aimer, pour ne pas faire soupçonner sa condescendance d'un orgueil raffiné?

Je conviens, Mr., que c'est beaucoup que de venir au Monde à-propos, et que Luther ne feroit

*) le titre allemand porte: Von der Würde und dem Amt der Obrigkeit.

plus fortune, s'il y venoit de nos jours, l'église une fois éclairée, et n'ayant plus le besoin de flambeaux. Peut-être que Vous en voulez inférer, Mr., que c'est aux esprits un peu bornés, qu'il a étalé son bon sens et qu'en curé adoré du village il se seroit éclipsé dans la Capitale. Mais permettez-moi de Vous dire, que c'est autant plus d'honneur pour Luther, d'avoir converti des sots, des fous et des bêtes, qu'il fut à Orphée, d'avoir touché Pluton et les pierres par la douce harmonie de sa lire. Il est plus facile de persuader la Vérité à un esprit éclairé et sensé, qu'à ces Subtilités personifiées, à ces Scholastiques opiniâtres, à une populace superstitieuse, et à un Clergé intéressé à conserver les préjugés contraires. En vain les Conciles de Constance, de Pise, et de Basle ont-ils fait tous leurs efforts pour arriver au même but. En vain les Pères assemblés à Pise ont-ils fait vœux de ne se séparer, qu'après avoir reformé l'église de pié en Cap. En vain Erasme a-t-il croché la Serrure *). La Gloire de frapper le grand Coup étoit réservée à Luther, qui à l'exemple de l'armée Suédoise, lorsque tous ses alliés l'avoient quitté dans la grande guerre de l'Allemagne, marchoit sans réquisition par le territoire des Princes, prit les

*) Expression de Simon Fontaine Docteur en theol. à Paris, dans l'histoire Catholique de notre tems, L. VII, fol. 91. cité par Baile.

Quartiers d'hiver sans permission, et ne ménagea plus tous ces intérêts différens, qui se fauflent ordinairement avec les plus grandes Entreprises.

De chef de Secte il n'est jamais devenu chef de Parti; son devoir se bornoit à celui de Mornai, qui condamne les Combats, plaint son Maître et le suit *)

ce qui fait le vrai caractère d'un Sujet qui pense différemment de son Prince sur les matières de Religion. Le Culte public dépend chez nous du Prince. Il a le Pouvoir de fixer les dogmes de ses Eglises selon les Loix fondamentales de l'Etat. Mais pour la décision c'est à nos Consciences, que nous nous en rapportons, laissant à chacun la liberté d'aller au Ciel par laquelle voye qui lui plait. Il est bien humiliant pour la raison humaine, que tant de Sectes sont venu après Luther, mais est-ce qu'on a jamais rejeté sur l'évangile de J. C. les Sottises des Sectes, qui divisent le Christianisme, et qui se fondent sur le même Evangile?

J'espère qu'après avoir mis ainsi sous un point de vue plus avantageux les hauts faits de ce grand homme, qui de simple moine s'est mis au dessus du savoir-faire de tous les Conciles: on ne sera plus tenté de croire, que ses écrits soient assez mauvais, pour qu'on les lise avec dégoût. Je puis même avancer, sans aucune crainte d'être dementi

*) V. la Henriade.

par des connoisseurs, que ses livres sont écrits d'une façon si naïve, et si solide, qu'on y trouve non seulement la Vérité, mais même de l'agrément, son caractère s'imprimant dans la moindre Période. Erasme, juge compétent en matière de bel Esprit et irrité par les emportemens de Luther, n'a pas pu lui refuser ses éloges, et le Jésuite Paul Besnier *) dit hautement, qu'il écrivoit avec une netteté d'esprit, qui faisoit le Caractère de tous ses ouvrages. Si on voudroit écouter Remond de Florimond et Varillas **) le plus grand menteur, que l'histoire a jamais eu: la Nature lui sembloit avoir donné la subtilité Italienne, jointe à un corps allemand: et personne n'auroit jamais possédé à un plus haut degré l'art de connoître tous les replis du Coeur, et de prêcher avec plus d'onction, que lui; enfin la délicatesse de son stile n'auroit cédé qu'à son aimable conversation. — — C'étoit sans doute du Diable son père et de Mégère sa mère, qu'il avoit hérité ces rares talens, mais il en étoit toujours en possession, et se moqua de ses ennemis, qui prétendirent colorer leurs defaites par des fictions grotesques.

Enfin le Pape Leon X. convenoit de la beauté

*) dans la préface de son Dict. Etym.

**) v. Varill. au L. III. dans son traité de l'hérésie p. 225. et Remond de Florimond de l'orig. et du progrès de l'hérés. L. I, cap. 5.

de son Génie. Maximilien et Charles V lui rendirent la même justice. Ses Ecrits coururent le Monde si rapidement, qu'ils étoient à Rome, un Mois après avoir quité la presse sans avoir été annoncées dans aucune Gazette. Il ne lui manque donc que Votre Estime, Mr., que je mets au dessus de celle des Papes et des Empereurs.

Il l'a mérité autant plus, son Caractère n'ayant été qu'un assemblage de grandes qualités, nuancé exprès par des foiblesses, pour faire connoître, qu'il étoit homme, et qu'il avoit été moine.

La Providence lui avoit donné des passions fougueuses, les vehicules des éminentes vertus, un noble orgueil, un courage à affronter le Clergé même, un Esprit impétueux et passablement suffisant pour mettre à profit toutes ces utiles tempêtes. Enfin on peut dire, que si Dieu avoit donné à l'église le Pape Jules II, parcequ'elle avoit besoin d'un Pape guerrier, au jugement du Cardinal Palavicin, Luther sembloit avoir été un homme destiné exprès à achever le grand ouvrage de la Reformation.

Il avoit à combattre des préjugés respectables par leur ancienneté, sanctifiés par les Papes, avoués par l'Eglise, soutenus par un chaos de Moines, qui couroient risque à devenir bons Citoyens par une doctrine suspecte de Nouveauté *). L'homicide

*) Le préjugé de la Nouveauté est encore si grand,

zélé des Hierarches, le bras des Princes, l'indocile orgueil des théologiens, le sang de ceux, qui avoient couru la même carrière, et qui fumoît encore, sembloient être autant de barrières insurmontables aux prêches d'un pauvre Augustin. Cependant après qu'il s'étoit une bonne fois déterminé à reformer les abus, qui s'étoient glissés, à l'aveu du Pape même, dans cette Cohuë, qu'on appelloit alors Eglise, il se soutint, profitant avec tant d'adresse des fautes des ses Ennemis, qu'on peut dire, que si son ame avoit passé dans le Corps d'un Général, il seroit devenu le plus grand Capitaine de son siècle.

Il est vrai, au Sentiment de Mr. Baile, que Luther attaqua la Maladie dans un tems critique, lorsqu'elle étoit parvenue à son comble, lorsqu'elle ne pouvoit plus empirer, et qu'il falloît selon le cours de la Nature qu'elle cessât, ou qu'elle diminuât; mais, dit Fra Paolo *), il ne faut pas moins

qu'on demande à tous momens aux Luthériens, si leur Doctrine n'est pas nouvelle? Je demande à mon tour à ces Messieurs: Si l'habit des Chevaliers Martin et Jean, les héros du Conte du Tonneau, après qu'ils en eurent ôté les galons, les noeuds d'épaules et toute sorte de fanfreluches, si cet habit, dis-je, étoit un habit neuf, ou si c'étoit ancien? Ce n'étoit pas ancien, les Galons et le Satin couleur de feu n'y brillant plus. Ce n'étoit pas un habit neuf, parceque le Drap et la façon venoient de leur père.

*) Hist. du Concil. de Trente L. I, p. 4. trad. d'Amelot, citée par Baile.

d'un habile homme pour connoître et savoir saisir ces grandes occasions, que Tacite] appelloit *) : *opportunos magnis conatibus transitus rerum.*

Certains Esprits, qui préfèrent un homme rampant devotement dans les pas de ses ancêtres, à des hommes extraordinaires et entreprenants, accusent le bon Luther, d'avoir été trop ambitieux; mais ceux qui savent distinguer le Vice de la Passion, dont

— — les mouvemens contraires

sur ce vaste Océan, sont des Vents nécessaires **)

sont bien persuadés, que l'homme sans passion ne sera jamais ni un excellent fourbe, ni un grand homme. Luther avoit le Coeur grand, ouvert, libéral et compatissant au malheur de son prochain; avec ces qualités on n'est jamais ce qu'on appelle ordinairement ambitieux. Quoiqu'il avoit été moine, il n'étoit pourtant pas avare. Son Testament en fait preuve, qui peut passer pour une pièce unique. Tezel, ce fameux Tezel, n'a pas été des Derniers à éprouver le grand Coeur de son ennemi. Ce Tezel abandonné de Rome, furieusement taxé du Cardinal Miltiz ***), desavoué de son

*) Hist. L. I.

***) Essais sur l'homme ch. I.

***) On envoya le Card. Miltiz de Rome pour assoupir toute la querelle. Il s'y prit au commencement par la force, mais voyant, qu'il étoit trop tard, il fit mille Caresses à Lu-

ordre, et regardé par-tout comme l'auteur de la tragédie, s'étoit retiré à Leipzig, où il trainoit une vie languissante et même hectique, ce qu'ayant été rapporté à Luther, il le consola dans ses disgrâces, et le conjura de ne point se chagriner pour une affaire, qui ne paroissoit pas tant une suite de ses fautes, qu'une empreinte du Doigt du Seigneur*).

Quoique Luther fut Reformateur, il n'étoit ni fanatique, ni enthousiaste, et sans être pédant singulier et farouche, sa conversation étoit enjouée, son humeur vive, ses répliques heureuses et fortes, et ses propos de table fort divertissans. Il mangea bien et presque toujours en compagnie de sçavans, ou de quelques Maitres habiles comme de Luc Cranach**) le plus célèbre peintre de son

ther, et écrasa le pauvre Tezel par des reproches et menaces. Luther écrit là-dessus à son ami Staupiz: Le Cardinal me quitta en m'embrassant, les larmes aux yeux, avec mille protestations d'amitié, que je reçus avec un peu plus de respect que de crédulité. T. I. Ep. 140.

*) Vocaverat (Miltitius) autem ad se J. Tezelium, praedicatorii ordinis, autorem primarium hujus tragoediae, et verbis minisque pontificiis adeo fregit hominem, ut tandem animi aegritudine conficeretur, quem ego ubi hoc rescivi, ante obitum litteris benigniter scriptis consolatus sum, ac jussi animo bono esse, nec mei memoriam metueret; sed Conscientia et indignatione Papae forte occubuit. Ce sont les paroles de Luther dans sa préf. du T. I. d'Altenb.

**) Luc Cranach, dont nous avons encore les portraits de L. et de sa femme, s'étoit avisé un jour de mettre le portrait de sa femme, avant que Luther songea à l'épouser,

tems. Il avoit souvent Concert chez lui, où il accompagna lui-même, composant en Musique et jouant du Luth. Enfin c'étoit un théologien, qui pouvoit se montrer dans le siècle où nous sommes sans faire rougir ses confrères.

On le charge cependant avec raison, qu'il n'a pas toujours agi avec assez de circonspection; qu'il a négligé quelques fois les apparences; qu'il n'entendit point la fine discretion; qu'il se laissoit emporter par les injures de ses ennemis à leurs rendre la pareille; qu'il s'est permis des saillies trop fougueuses et trop sanglantes pour ne pas aigrir ses adversaires; enfin qu'il a perdu contenance dans ses disputes avec Erasme, dont la fine Satire et le sang-froid qu'il affectoit, irritoient son amour-propre, toujours accoutumé à vaincre. On pourroit alléguer pour sa défense la grossièreté du siècle, la Conduite des princes, qui s'oublièrent assez pour entrer en lice contre un moine de l'Allemagne en fait de foi. On pourroit dire, que les Charmes de la résignation chrétienne, et la flatteuse discrétion étoient des délicatesses imperceptibles au Palais grossier du peuple, et que les Clameurs du Parterre auroient sifflé la pièce, s'il n'avoit pas rem-

vis-à-vis de lui. Eh bien, dit celui-ci, donnez-moi aussi le portrait d'un homme si bien fait, et je l'enverrai aux pères assemblés à Mantoue, pour éprouver, s'ils ne changeront pas d'avis sur le Célibat. V. ses propos d. Table fol. p. 307.

barré quelquefois par des réponses macaroniques ceux, qui ne cherchoient que de mettre les rieurs de leur côté pour se divertir à ses dépens.

Mais j'aime mieux convenir avec Mr. le B. de Seckendorf*), que ce mélange de foiblesses humaines n'empêchoit point la force de sa vocation divine. Aussi pourroit-on battre en ruine un dogme principal de l'église romaine, qui sçait adroitement distinguer le pape in Cathedra du pape en robe de Chambre, en cas qu'on voudroit combattre la doctrine par les moeurs du docteur. Une grandeur au-dessus de l'ordinaire n'a point ordinairement la pureté du mediocre, dit l'Abbé de Rosnel après Longin, dans ses notes sur les Vers suivans de Pope:

J'aime mieux un auteur sublime et véhément,
 Qui tombe quelquefois, mais toujours noblement,
 Que ces rimeurs craintifs gênés dans leur justesse,
 Où, si rien ne deplait, rien aussi n'intéresse.

Cochleus l'accuse d'avoir commencé sa reformation par Jalousie contre les Dominicains, qui se meloient de vendre les indulgences, dont l'ordre de S. Augustin étoit depuis long-tems en possession, et que c'étoit par ce motif, qu'un Augustin avoit déclaré billon les indulgences d'un Domini-

*) *Mixtura humanae debilitatis, cujus minime immunis erat Lutherus, non impedit vim spiritus divini.* v. Seckendorf in hist. Luth. L. II. c. 12. §. 33. p. 88.

cain. Mais ce Cochleus s'est rendu si suspect par ses fictions mal cousues, que je n'ai pas besoin de provoquer à Guicciardin et au sage de Thou, qui ont lavé Luther de ce reproche, pour le justifier sur une imputation improbable d'elle même.

Enfin je conclus par un trait de Matthais, que jamais homme ne s'est fait tant d'ennemis sans être battu *).

Voilà Mr., tout ce que j'ai cru pouvoir Vous dire, pour Vous donner raisonnablement une idée plus juste de nôtre Reformation et de son auteur. Si je n'y ai pas tout-à-fait réussi, c'est que je ne suis ni françois ni théologien, et que les chaudes disputes de ce siècle obscur ne me sont connues qu'autant que tout honnête homme doit connoître le fond de sa religion.

Je suis etc.

Osnabr. le 6. Sept. 1750.

J. M.

La voix du sage et du peuple. — Remerciement sincère à un homme charitable par Mr. Voltaire.

à Amsterd. chez le sincère et le vray.

M. DCC. L.

*) Essai sur la Critique, chant II. v. 57. Mathes. in Vita et histor. Luth. Conc. XV. p. 156.

J. Möser's Verdienst um die Abschaffung der Tortur im Fürstenthume Osnabrück.

Die ausgezeichneten Verdienste Justus Möser's, als Verfassers der Osnabrückischen Geschichte, der patriotischen Phantasten und anderer Schriften, haben in neuester Zeit eine allgemeine Anerkennung und gerechte Würdigung gefunden. Diese Schriften sind längst ein Gemeingut der Deutschen geworden. Die geistreichsten Männer unserer Zeit haben darin eine Fundgrube der gediegensten Kenntnisse und practischer Weisheit entdeckt und dankbar benutzt. Die Verdienste Möser's als Staatsmannes und Vaterlandsfreundes lassen sich zwar zum Theil ebenfalls aus jenen Schriften erkennen, allein zu einer vollständigen Erkenntniß derselben haben wohl nur seine Zeitgenossen, und auch nur diejenigen, welche den Gang der öffentlichen Geschäfte und die sich hindurchschlingenden geheimen Fäden zu beobachten Gelegenheit und Fähigkeit hatten, sowie diejenigen Wenigen unserer Zeit gelangen können, denen es nicht an Zeit, Kraft, Einsicht und Gelegenheit fehlte, die Acten der obersten Landesbehörden aus Möser's Zeit zu durchstöbern. Ein jeder neue, der Oeffentlichkeit übergebene Beitrag zur Würdigung der Verdienste Möser's um die Verwaltung des Ländchens, welchem er seine Kräfte gewidmet hat, dürfte daher unseren Zeitgenossen eine willkommene Gabe seyn, und in dieser Zeitschrift für die Rechts-

wissenschaft um so passender eine Stelle finden, wenn es sich um ein gerade die Rechtspflege angehendes Verdienst handelt. Ich meine die Abschaffung der Tortur im Fürstenthume Osnabrück in der 2ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie ist zunächst ein Verdienst M ö s e r ' s . Er brachte als Criminal-Justitiarius dieselbe zuerst in Anregung und veranlaßte den Advocatus Fisci, welcher zugleich als öffentlicher Ankläger in der damals üblichen Form des peinlichen Processes fungirte, bei dem Geheimen Rathe die Sache förmlich zur landesherrlichen Entschließung zu verstellen. Hier hatte sodann M ö s e r als geheimer Referendarius die beste Gelegenheit, seinen Plan zur Reife zu bringen; er entwarf die Berichte und Rescripte, welche dieserhalb aus dem Geheimen Rathe hervorgegangen sind; er führte die Sache, mit eben so großer Wärme als Umsicht, glücklich zum Ziele und besiegte die Bedenklichkeiten, welche von anderer Seite gegen diese dem damaligen Gesetzgeber zum ewigen Ruhme gereichende Neuerung erhoben wurden. Während in vielen anderen größeren Staaten dieser Rest barbarischer Zeit, dieses, wie es in dem landesherrlichen Rescripte vom 9. Jan. 1788 bezeichnet wird, eben so unzuverlässige, als unmenschliche Mittel, in Criminalfällen die Wahrheit zu eruiren, erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts abgeschafft worden ist, ward dasselbe schon vor fast 50 Jahren in dem Ländchen Osnabrück durch den Eifer eines M ö s e r und den

festen Willen eines eben so weisen, als menschenfreundlichen Gesetzgebers verbannt. Beiden dienen die nachstehenden Verordnungen zum unvergänglichen Denkmale.

1.

Rescript an die Land- und Justiz=Canzley, wegen Abschaffung der Tortur, vom 9. Jan. 1788.

Friedrich 1c. Unsere 1c. Als von Unserm Advocato fisci es zu Unserer Landesherrlichen Entscheidung verstelllet worden: ob, nachdem mittelst der unter dem 30sten May 1768 ausgelassenen Verordnung, die Strafe des Staupenschlags und der ewigen Landes=Verweisung auf gewisse oder Lebens=Zeit substituirt ist, die peinliche Frage in den Fällen Statt finde, wo dieselbe, wenn der Staupenschlag und die Landes=Verweisung nicht abgeschafft wäre, zu erkennen gewesen seyn würde: so giebet Uns solches Gelegenheit, Unsere äußerste Abneigung gegen dieses Mittel in Criminal=Fällen die Wahrheit zu eruiren, welches Wir für so unzuverlässig als unmenschlich halten, und damit zugleich Unsere, nach hinlänglicher Erwägung genommene Entschliesung, die peinliche Frage nach dem Vorgange mehrerer Staaten in Unserm Hochstifte gänzlich abzuschaffen, mithin sie in keinem Falle künftig weiter Platz finden zu lassen, euch eröffnen zu lassen.

Auf welche Art aber die Verwaltung der Criminal=Justiz hiernach zu modificeiren sey, darüber habet

Uns ihr euer räthliches Gutachten in dem gewöhnlichen Wege zu erstatten; wobei Wir euch unverhalten, daß, wenn es darauf ankömmt, von einem Delinquenten die Anzeige seiner Mitschuldigen herauszubringen, die Erreichung dieses Zwecks mit dem Versprechen einer Begnadigung künftig versucht werden, und überhaupt zu Inculpirung des Inquisiten die Beweise durch unverwerfliche Zeugen oder durch solche gravirende Indicia, gegen welche bloßes hartnäckiges Ableugnen nicht in Betracht zu kommen verdient, für hinlänglich gehalten werden sollen.

Wir ꝛ. Osnabrück, den 9ten Januar 1788.

Auf Sr. Königl. Hoh. gnädigst. Specialbefehl.

v. d. Bussche.

An

die Land- und Justiz-Canzley.

2.

Abermaliges Rescript an die Land- und Justiz-Canzley, wegen Abschaffung der Tortur, vom 29. Jan. 1789.

Friedrich ꝛ. Unsere ꝛ. Nach reiflicher Erwägung der Bedenklichkeiten, welche, wie Uns von Unserem dortigen Geheimen Rathe unterthänigst referirt worden, Inhalts eures Berichts vom 26sten September vorigen Jahrs ihr über die Abschaffung der peinlichen Frage in allen Fällen geäußert habet, finden Wir uns nicht bewogen, von Unserer euch mittelst

Rescripts vom 9ten Januar des besagten Jahres bekannt gemachten Willensmeinung abzugehen; sondern lassen es vielmehr bey dem Inhalte solches Rescripts überhaupt lediglich bewenden.

Sollten jedoch Fälle eintreten, daß ihr zur allgemeinen Sicherheit die Entdeckung der Mitschuldigen, welche der geständige oder überführte Inquisit, auch auf anerbundene verhältnißmäßige Begnadigung, nicht angeben will, durchaus nöthig erachtet: so habet an Uns ihr darüber in dem gewöhnlichen Wege, mit Beyfügung der Gründe, den unterthänigsten Bericht abzustatten, und darauf Unsere Entschließung zu gewärtigen.

Wir lassen solches zu eurer Nachachtung unverhalten und verbleiben euch mit geneigtem und gnädigsten Willen stets beygethan.

Osnabrück, den 20sten Januar 1789.

Auf Sr. Königl. Hoh. gnädigst. Specialbefehl.

v. d. Bussche.

An
die Land- und Justiz-Canzley.

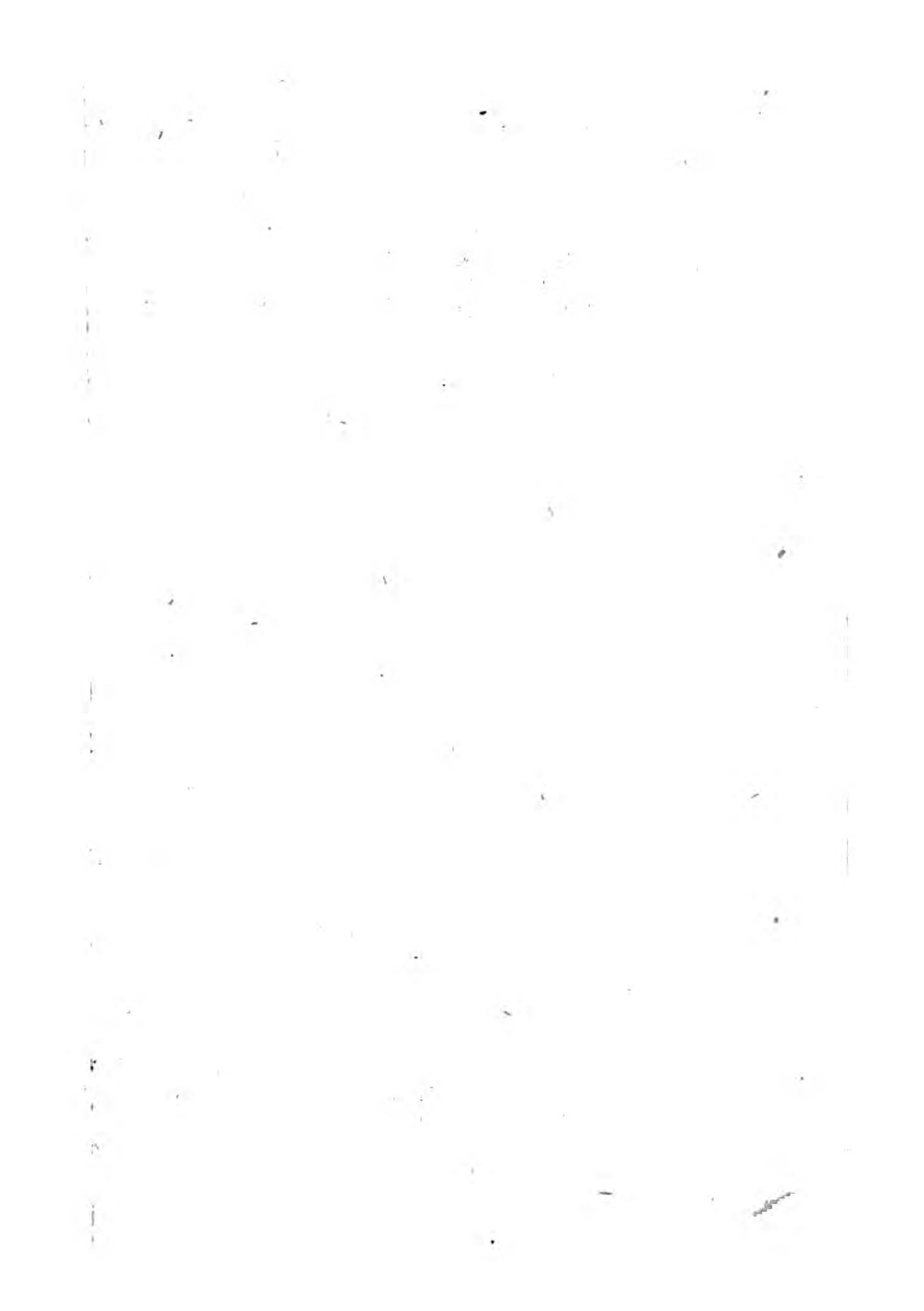


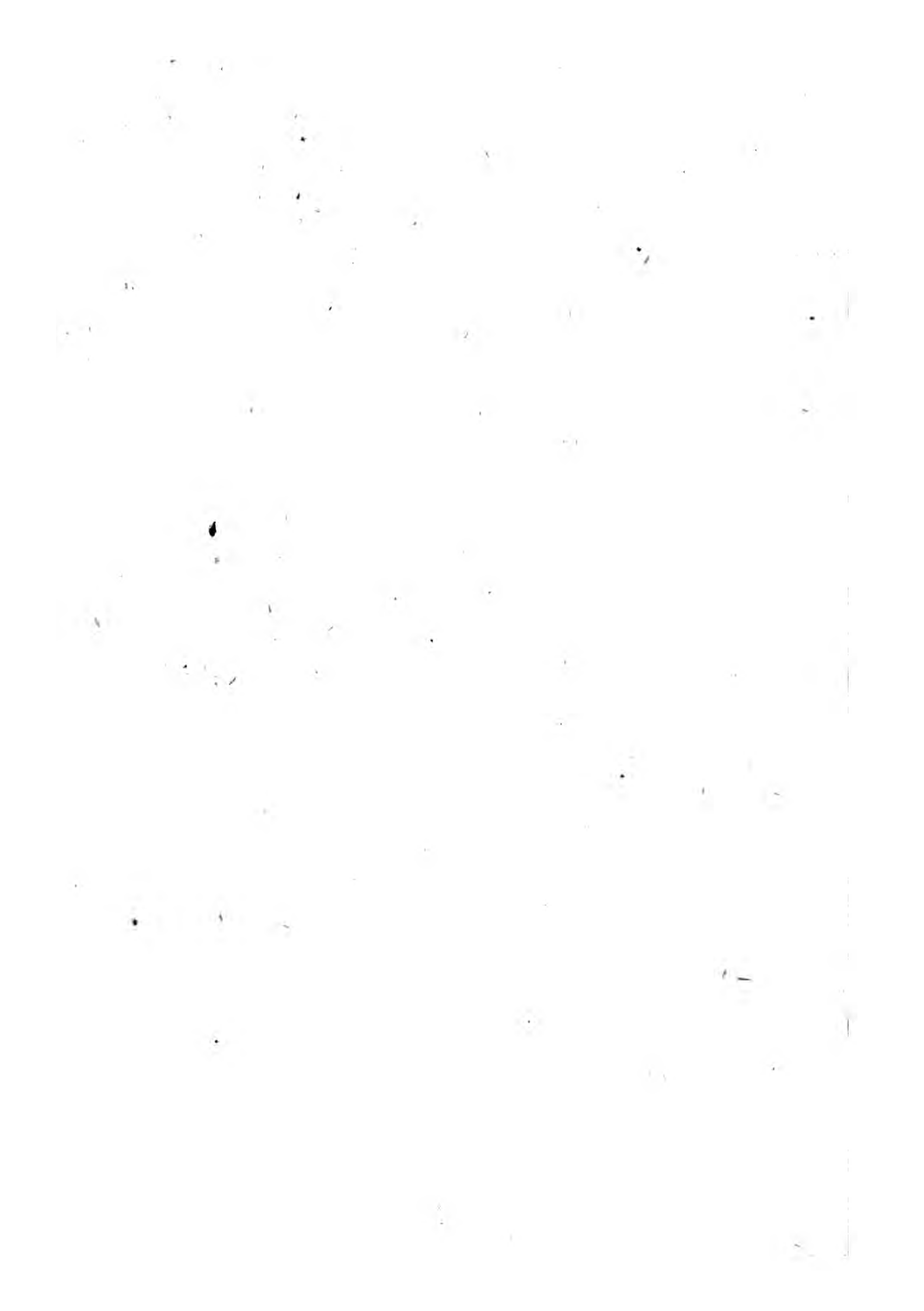
125. April 1788

O Wilhelm! wenn du nicht
so weit von mir weg bist,
und hier mit mir zusammen
Ruhe finden könntest,
O so wünsch' ich dir diese
Lebenszeit zu geben
Auf die ich dich haben in die
Glocke geschicket habe.

J. M. J.

61623911





761 B239

10985

15
E. 20

